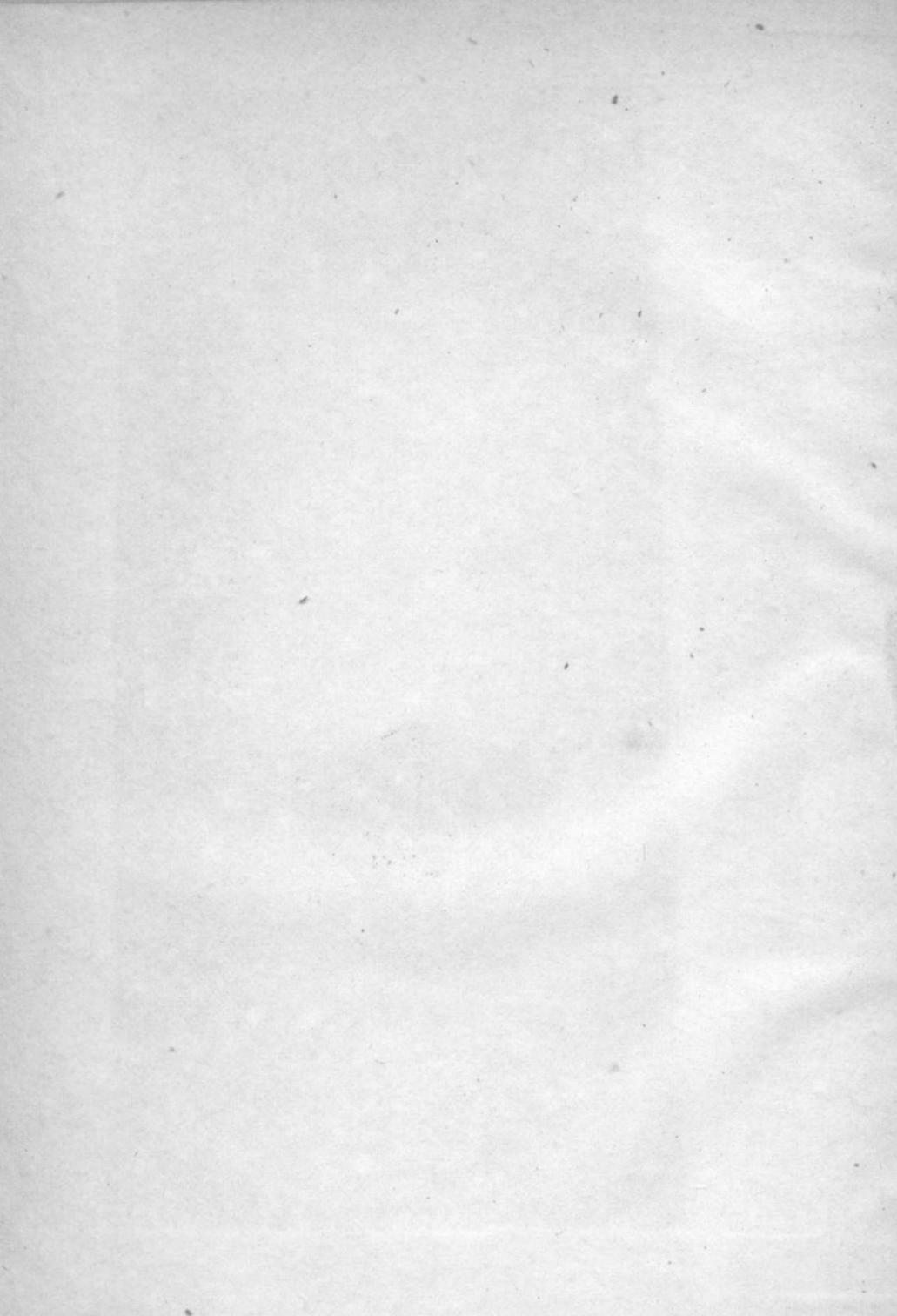


1

240601









# Prämienbibliothek.

---

Eine Sammlung  
frommer, belehrender, unterhaltender Bücher,  
mit  
Erzählungen und Aufsätzen  
von den  
bewährtesten katholischen Jugendschriftstellern  
für  
unsere lieben Schulkinder ausgewählt  
von

Dr. H. Anton Jarisch,  
Weltpriester, k. k. Schulrath und Stadt-Dechant von Komotau.

Drittes Bändchen.

Vierte durchgesehene Auflage.

---

Wien, 1868.

Druck und Verlag von Ludwig Mayer,  
(Singerstraße, deutsches Haus.)





Der Führer  
zur  
Tugend und Kenntniss.



Fromme Erzählungen und nützliche Belehrungen

verfaßt und gesammelt

von

**Dr. S. Anton Jarisch,**

k. k. Schulrath und Stadt-Dechant in Komotau.

Mit colorirtem Titelskupfer.

Vierte aufs neue durchgesehene Auflage.



Wien, 1868.

Druck und Verlag von Ludwig Mayer,  
(Singerstraße, deutsches Haus.)

I  
240601



# I. Bete.

---

## I. Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Vor langer Zeit lebte ein Ritter, der die Gewohnheit hatte, bei jeder Unannehmlichkeit, die ihm zustieß, zu sagen: Gott sei gelobt, denn da Er's thut, ist's wohlgethan. Dieser Ritter war Rath und ein besonderer Günstling des Königs. Seine Gegner, die einen heftigen Neid auf ihn geworfen hatten, beschuldigten ihn großer Falschheit und schwärzten ihn dergestalt bei dem Könige an, daß dieser endlich beschloß, ihn zu verhören, und, wenn er schuldig befunden würde, das Todesurtheil über ihn auszusprechen. Es wurde nun dem Angeklagten durch einen Boten der Befehl zugeschildt, daß er sich sofort beim Könige einzufinden habe, und seine Gegner ließen schon die falschen Zeugen herbeirufen, welche die Anschuldigungen bekräftigen sollten.

Als der Ritter das Pferd besteigen wollte, um sich zum Könige zu begeben, fiel er, und brach das Bein. Da seine Leute sahen, was ihm zugestoßen, that es ihnen sehr leid; einige konnten's aber doch nicht lassen,

zu sticheln, und sagten zu ihm: Seht, ihr sagt immer: Was Gott thut, das ist wohlgethan; nun, das ist wahrlich ein schönes Glück, das euch da begegnet! — Der Ritter entgegnete ruhig: sie sollten versichert sein, so groß auch jetzt ihre Betrübniß über diesen Vorfall sei, sie selber würden dereinst eingestehen, daß es so, wie es Gott gemacht, am besten gewesen. Und was sie auch vorbrachten, sie konnten ihn von dieser Meinung nicht abbringen. Der Bote kehrte zum Könige zurück und erzählte ihm, weshalb der Ritter nicht mitgekommen sei.

Inzwischen verging eine lange Zeit, ehe der Ritter wieder ein Pferd besteigen konnte, und während er so darniederlag, erfuhr der König, daß alles, dessen man seinen Rathgeber beschuldigt hatte, nichts als Lüge war. Er ließ daher die Ankläger gefangen setzen, begab sich selbst zu dem Ritter, und erzählte ihm, wie man ihn verleumdet, und welche Gefahr über seinem Haupte geschwebt habe. Dann bat er ihn um Verzeihung, erwies ihm zu seiner Ehre und Genugthuung große Ehre und Güte und ließ sogleich die Verleumder vor Gericht stellen. Und also rettete Gott den Ritter, weil er schuldlos war, und bestätigte dessen Wahlspruch: Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Was Gott thut, das ist wohlgemeint,  
 Wenn's uns auch öfters anders scheint.  
 D'rum sei zufrieden, was da kommt,  
 Weil Alles dir zum Heile frommt.

---

## 2. Die Martinswand.

Kaiser Maximilian ging einst hinaus, Gamsen zu jagen, und viele Jäger gingen mit ihm. Und er sah eine Gamsse und er folgte ihr nach auf die Berge, und stieg höher und höher von Fels zu Fels, und da er wieder zurückkehren wollte, vermochte er es nicht. Und seine Jäger sahen ihn stehen zuhöchst auf der Felsenwand, und keiner konnte ihm helfen. Da ward der Kaiser traurig in seinem Herzen, und zog heraus seine Schreibtafel und schrieb darauf die Worte: „Es ist kein Mensch, der mir helfen kann. Ich vermag nicht hinabzusteigen zu Euch, und ihr vermöget nicht heraufzusteigen zu mir. Ich muß hier verschmachten. Auch vermag kein Priester heraufzukommen, mir das heilige Sacrament, ehe ich sterbe, zu reichen. Da ich aber großes Verlangen nach dem heiligen Sacramente trage, so holet mir einen Priester herbei, der es mir zeige von fern und mich segne damit. Bringet meiner Frau Gemahlin, der Kaiserin, meinen letzten Gruß und betet für meine arme Seele.“ — Und darauf nahm der Kaiser vom Halse die goldene Kette, und ergriff einen Stein und band die Schreibtafel an den Stein, und warf ihn in die Tiefe. Und der Stein fiel hinab mit großem Gekrach an den Ort, wo die Jäger waren. Die lasen und eilten, des Kaisers letzten Willen zu thun. Und alsbald kam ein Priester mit viel Volk herbei, der

hielt in seinen Händen das heilige Sacrament und zeigte es dem Kaiser, und segnete ihn. Und der Kaiser kniete nieder auf dem Felsen oben und betete an, und flehte: „Gott möge meine Seele zu sich nehmen in den Himmel, und abkürzen die Qual meines Todes.“ Und die unten waren, beteten gleicher Weise mit dem Kaiser, und er hörte des Gebetes Schall aus der Tiefe; die Worte aber, die sie sprachen, verstand er nicht. Also thaten sie drei Tage. Und am Abend des dritten Tages da ward der Kaiser schwach und konnte nicht mehr knien, und legte sich nieder, auf dem Felsen zu sterben. Und da betete er: „Du allein, o Gott und Herr, bist allmächtig und groß und alles ist Dir unterthan. Könige und Fürsten sind Staub vor Dir und ohne Dich vermögen sie nichts. Verzeihe mir um Deines Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi willen, dessen heiligen Leib ich nicht mehr empfangen kann, meine Sünden, und nimm auf meinen Geist aus dem irdischen Reiche in Dein himmlisches Reich. Erbarme Dich meines Volkes und tröste meine Gemahlin.“

Wie der Kaiser also betete, stand auf einmal ein Jüngling vor ihm auf dem Felsen. Der war schön, und hatte goldene Haarlocken und rothe Wangen, schöner denn Rosen. Und der neigte sich zu ihm, und lächelte und sprach: „Herr Kaiser, folget mir!“ Und er reichte dem Kaiser die Hand. Der aber stand auf und folgte dem Jünglinge, und dieser führte ihn hinab von der

Felsenwand in die Tiefe, leicht und ohne Mühe. Und da sie unten waren, verschwand der Jüngling. Der Kaiser aber sah dastehen den Priester, das heilige Sacrament in den Händen, und hörte das Volk beten mit lauter Stimme. Und er trat zu ihnen und sie schwiegen Alle, er aber rief: „Gepriesen sei Gott der Herr, seine Barmherzigkeit währt ewig. Seht, ich bin es; ein Engel hat mich herabgeführt von der Felsenwand.“ Des wunderten sich alle, und sie knieten nieder, der Kaiser und das Volk, und dankten Gott dem Herrn, der nie verläßt die, so auf ihn bauen.

Und der Kaiser ließ einen Weg machen auf die Felsenwand, und ein Kreuz an die Stelle pflanzen, wo er große Noth gelitten, damit alle, die vorübergehen, den Herrn preisen möchten. Das Kreuz steht bis auf den heutigen Tag; die Felsenwand aber, darauf der Kaiser stand, heißt im Lande Tirol die Martinswand.

Wo die Noth am größten,  
Ist Gottes Hilf' am nächsten.  
D'rum vertrau' stets auf Gott den Herrn,  
Der Vater hilft den Kindern gern.

### 3. Ist die Noth am grössten, so ist Gott am nächsten.

Im Jahre 1841 war es grimmig kalt, und wenn Jemand vor dem Haus vorbeiging, da girrte es im Schnee, wie wenn man Glascherben zerträte; und was

nicht wohlhabende Leute waren, bei denen wollten am hellen Mittage die Fensterscheiben nicht aufthauen. — In Belgien, nicht weit vom Holländischen, liegt eine große, alte Stadt, mit Namen Antwerpen. In dieser Stadt gibt es schöne prächtige Straßen; es gibt dort aber auch elende, enge Gassen mit finsternen Häusern, wo aber doch die Armuth ganz hell herauschaut. In einer solchen Straße war ein Haus, und in dem Haus eine Kammer, und in der Kammer eine bitter arme Familie. Es war in der Kammer so kalt wie auf der Gasse. In einem dünnen Bettlein, mitten in der Kammer, lag ein krankes Kind, das aussah, als werde es bald in ein anderes Bettlein getragen werden, wo es einen nicht mehr hungert und nicht mehr friert. Bei dem Kinde saß eine junge Frau, die hatte beide Hände vor dem Gesicht, und war sehr kalt und arm angezogen. Ihre Hände waren nass und ihr Gesicht auch; denn sie hat vor Jammer geweint.

Auf einmal rief es vom Ofen her! „Mutter! ich hab Hunger.“ Es war ein Bublein zwischen 5 oder 6 Jahren, das so rief. Aber die Mutter sagte nichts, und blieb wie todt sitzen. Das Kind fing aber wieder an und sagte: „O gib mir doch auch nur ein kleines Stückchen zu essen, ich kann's fast nicht aushalten; sei doch so gut!“

Und nun schaute die Mutter auf mit einem Blick, den man nur da sehen kann, wo wieder Verhoffen je-

mand das Todesurtheil abgelesen wird, und sagte: „Johann sei doch um Gottes willen still, ich sterb' ja selber vor Hunger.“ Aber der Kleine fing wieder an und sagte: „Gib mir doch nur ein klein wenig, ich bitte dich, liebe Mutter.“

Und die Mutter hielt es nicht mehr aus, griff unter das Bett, langte ein kleines Kreuzerbröddchen hervor, und sagte: „Da hast du es, ich habe es aufgehoben, um deinem Schwesterlein Brei davon zu kochen — aber das arme Schäflein wird's nicht mehr nöthig haben.“

Der Knabe griff hastig nach dem Bröddchen; doch als er es halb gegessen hatte, brachte er die andere Hälfte der Mutter und sprach mit süßer Stimme: „Da, ich habe das für das Schwesterlein aufgespart“ — und dann ging er wieder zum Ofen zurück.

Eine halbe Stunde darauf kam der Vater nach Hause, schaute die Frau mit tiefer Betrübniß an, und sagte: „Theres, wir sind recht unglücklich. Ich stehe den ganzen Morgen schon an der Eisenbahn, mit meinem Schubkarren, und habe noch keinen Kreuzer verdient. Ich weiß nicht mehr, was wir machen sollen.“

„Vater, Vater,“ rief da der Knabe, „ich habe Hunger, kriege ich jetzt ein Butterbrot?“

Diese Worte gingen dem Vater durch die Seele, und als er nun auch das kleinste Kind sah, wie es in den Tod hinübersiechte, da wollte seine Seele untergehen

in unendlichem Jammer und Schmerz, und umsonst suchte er einen Ausgang aus dieser Noth. Endlich sprach er: „Ich weiß jetzt nichts anderes zu thun, als ich verkaufe bei der Versteigerung unseren Schubkarren.“ Und das war doch das einzige Werkzeug, womit der arme Arbeitsmann sonst sein Brot sich und seinen Kindern verdiente.

An jedem Freitag wird in Antwerpen auf dem Markt eine Versteigerung gehalten, wo Jeder bringen kann, was er will. Der Mann gab dem Ausrufer seinen Schubkarren, und wartete traurig, bis die Reihe daran kam. Da gingen gerade zwei reiche Fräulein über den Markt, und eine sagte zur andern: „Sieh doch, wie der Mann dort gar so traurig und verstört aussieht;“ und sie blieben stehen in seiner Nähe. Sie hörten nun, daß ein Bekannter mit ihm redete, was er da thue und erfuhren hierdurch seine Noth. Sie beredeten sich nun, was sie thun wollten; sie steigerten den Schubkarren um 27 Franken. Alles verwunderte sich und lachte, daß so vornehme Frauenzimmer einen Schubkarren steigerten. Sie zahlten sogleich und sagten dem Manne, er möge ihnen den Karren heimsfahren, sie wollten ihn besonders dafür bezahlen. Er wollte aber nicht, weil er ein nöthiges Geschäft habe; er wollte nämlich geschwind etwas zu essen kaufen für seine Familie. Da sie ihn nun fragten, wo er wohne, sagten sie, er mache keinen Umweg; gerade dahin sollt er

fahren. Nun that er es; doch mußte er noch am Wege anhalten, bis die Damen Erdäpfel, Brod und Holz und einen Hasen voll Reis gekauft und auf den Schubkarren geladen hatten. Als sie an das Haus des Mannes kamen und er meinte, er werde noch weiter fahren müssen, nahm er seinen Hut ab und sagte: „Erlauben Sie mir, daßs ich einen Augenblick da einkehre.“

Die Fräulein gingen ihm nach in die Stube, und sahen nun das entsetzliche Elend. Die Frau lag wie todt am Boden, und das Büblein rief: „Mutter, gib mir zu essen, gib mir zu essen!“ Der Mann meinte, die Frau sei todt und fing an bitterlich zu weinen. Allein eine der Fräulein gab ihm Geld und hieß ihn Wein holen. Sie gossen der Frau etwas Wein ein, machten Feuer, gaben dem Kinde zu essen, und das Kind aß und schaute mit holder Freude die Geberin an; die Frau kam zu sich. Nun sagten sie erst dem Manne: „Der Schubkarren und alles, was darin ist, gehört euer, und ihr sollt kein solches Elend mehr leiden. Wir wohnen da und da, kommet nur allemal hin, so oft ihr nichts habt.“ Dem Mann war es, als könnte er nicht glauben, was er hörte, und er konnte kein Wort vorbringen, sondern nur große Thränen weinen.

Für das kranke Kind aber versprachen sie einen Arzt zu schicken, und dann gingen die zwei mit einander

fort — und redeten lang auf dem Wege nichts mit einander, weil beider Seele zu tief bewegt war. Aber später sagte eine zu der andern: Es gibt eben keine größere Freude, als so wie ein Schutzengel in der Noth zu kommen. Und beide bekamen von nun an einen großen Eifer, in armen Häusern Noth und Elend selber aufzusuchen, und durch ihren Ueberfluß Hilfe und Freude zu bringen, und recht vielen Menschen Engel Gottes zu werden. Auf diese Weise hilft der Mensch nicht bloß dazu, daß die vierte Bitte des Vaterunsers in Erfüllung gehe, sondern hilft auch dazu, daß Gottes Name geheiligt werde, sein Reich zu uns komme und sein Wille geschehe, wie in dem Himmel, so auch auf Erden.

Engelswerke kann der Mensch verüben,  
hat er nur gelernt die Menschen lieben.

#### 4. Betet für einander!

Arner, der Amtmann, schloß mit seinem Sohne, Karl, in einer Kammer. Da wacht er des Nachts auf, und hört diesen stark athmen und seufzen, und fragt ihn: „Was fehlt dir, Karl?“ „Ach Vater,“ sagte Karl, „ich kann nicht schlafen, immer denk' ich an die Zimmerleute da drüben auf dem Hause, das neu gebaut wird: wenn nur keiner herunter fällt und den Arm bricht, oder gar todt bleibt.“ „Weißt du

was, Karl," sagte der Vater, „wir wollen den lieben Gott bitten, daß er sie beschütze und ihren Fall verhüte," und nun beteten die Zwei mit einander, und der Vater sagte dann: „Nun schlaf du ruhig, Karl, der liebe Gott wird schon helfen."

„Ja, Vater," sagte Karl, „aber nun ist noch der Barthel, an den denk' ich immer; ach, das ist ein gar guter und braver Knabe: und dem ist so Angst, und da weint er immer wegen des Geldes."

Vater. Was ist denn das mit dem Barthel und dem Gelde?

Karl. Sieh, Vater, das ist so: Du weißt doch, als wir gestern da unten auf der Wiese spielten, da spielten die andern Knaben alle mit, und ich auch; aber der Barthel spielte nicht mit, sondern schlich immer zu der Hecke hin, und war ganz traurig. Und da ging ich zu ihm, und fragte ihn, was ihm fehle, und warum er nicht mitspiele; da weinte er und sagte: Ich kann nicht, und mag nicht; mein armer Vater dauert mich gar zu sehr, ach Gott! und morgen, wie wird's da gehen? Warum denn morgen? fragte ich, ist dein Vater arm, und habt ihr nichts zu essen? Ach, wenn's das wäre, sagte er; aber es ist schlimmer, spricht der Vater, als hungern. Nun was ist's denn? fragte ich, sag mir's doch! Hat dir dein Vater verboten, es zu sagen? Das nicht, sagte er; aber er redet immer so heimlich davon, und ich weiß nicht, ob ich's

sagen darf. Da hat ich ihn, er solle mir's doch sagen. Ja, sagte Barthel, aber den andern Knaben darfst du's nicht sagen; das versprach ich ihm, und ich hab's auch keinem gesagt, aber Vater, ich möcht' es doch Jemanden sagen, darf ich dir's sagen?

Vater. Ich glaube, du darfst es mir sagen.

Karl. Sieh' Vater, des Barthels Vater hat kein Geld gehabt, und hat hungern müssen, und der gute Barthel und seine Geschwister mit. Das hat dem Vater sehr wehe gethan, er hat es nicht länger mit ansehen können. Und da ist er zu seinem Nachbar gegangen, und hat ihn um Geld angesprochen, er wollte es ihm bis morgen wieder geben; denn, dachte er, bis dahin wirst du ja so viel verdient haben, daßs du es ihm wieder bezahlen kannst. Aber er hat wenig Arbeit gehabt, und da ist das, was er verdient hat, drauf gegangen und des Nachbars Geld auch. Nun soll er morgen bezahlen, und der Nachbar will nicht länger warten, sondern ihn verklagen, und da kann er die ganze Nacht nicht schlafen, und seufzet und weint, und der gute Barthel mit. Ach, Vater, das thut mir gar zu weh! und immer sehe ich den armen Barthel und seinen Vater vor mir. Vater, für den wollen wir auch beten; vielleicht gibt ihm der liebe Gott das Geld. Das wollen wir gleich thun, sagte der Vater, und so beteten sie auch für den Barthel und seinen armen Vater. Und als sie gebetet hatten, sprach der Vater:

„Höre, Karl! mir fällt was ein. Vielleicht hat der liebe Gott schon für den Barthel und seinen Vater gesorgt, weil er dem Knaben eingegeben hat, er soll's dir sagen; vielleicht kannst du ihm helfen. Ei wie, sagte Karl, und setzte sich in seinem Bette in die Höhe, wie kann ich ihm helfen, ich habe ja kein Geld. — Und doch! rief er freudig aus, ich habe ja die zwei alten Gulden noch von der Tante Elisabeth, die will ich ihm geben; aber — es wird nicht genug sein. Nun, sagte der Vater, darum hat dich der liebe Gott aufgeweckt jetzt in der Nacht, daß du mir's sagen sollst; ich kann ja auch etwas dazu geben.

Karl. Ach, Vater, das ist gut; willst du denn das Uebrige dazu geben?

Vater. Ob ich so viel dazu geben kann, daß er seine Schuld ganz abtragen kann, weiß ich noch nicht, denn ich weiß nicht, wie viel er schuldig ist; aber wenn's auch nicht alles ist, so will ich den Nachbar bitten, daß er sich einstweilen damit begnügt, bis Barthels Vater das Uebrige bezahlen kann.

Karl. Aber Vater, das mußt du bald thun; denn morgen um neun Uhr will der Nachbar klagen, und dann muß es da sein.

Gewiß! sagte der Vater, jetzt wollen wir Gott danken, daß er uns die guten Gedanken gegeben hat, und uns die Freude schenken will, dem armen Barthel zu helfen; dann wollen wir schlafen und morgen um

sechs Uhr will ich alles besorgen. Und da sie dieses gethan hatten, schliefen sie ruhig und hurtig ein.

Und am andern Morgen rief der Amtmann den Nachbar und fragte ihn, wie viel ihm Barthels Vater schuldig sei, und da es nur fünf Gulden betrug, legte er zu Karl's zwei Gulden noch drei, und gab sie ihm. Karl aber zog sich schnell an, und lief zu Barthel, und sagt's ihm. Da war Freude! Dem lieben Gott ward herzlich gedankt, und Barthel spielte nun wieder heiter und froh mit den anderen Knaben.

Wo Liebe wohnt im Christenherzen,  
Da schwinden Sorgen, Gram und Schmerzen,  
Die Liebe lindert alle Noth.  
So, so will es auch der liebe Gott;  
Drum trachte, Christ, mit milden Gaben  
Den armen Leidenden zu laben.  
Gott lohnet in der Ewigkeit,  
Was du gethan in dieser Zeit.

## 5. Gott, der Erhalter.

1. Kein Thierlein ist auf Erden Dir, lieber Gott, zu klein,  
du ließt sie alle werden, und alle sind sie Dein.
2. Das Vöglein in den Lüften singt Dir aus voller Brust;  
die Schlange in den Klüften zischt Dir in Lebensluft.

3. Die Fischlein, die da schwimmen, sind, Herr, vor  
Dir nicht stumm;  
Du hörst ihre Stimmen, vor Dir kommt keines um.
4. Vor Dir tanzt in der Sonne der kleinen Mücken  
Schwarm;  
zum Dank für Lebenswonne ist keins zu klein und arm.
5. Sonn', Mond geh'n auf und unter in Deinem  
Gnadenreich,  
und alle Deine Wunder sind sich an Größe gleich.
6. Zu Dir muß jedes ringen, wenn es in Nöthen schwebt;  
nur Du kannst Hilfe bringen, durch den das  
Ganze lebt.
7. In starker Hand die Erde trägst Du mit Mann  
und Maus,  
es ruft Dein Odem: Werde! und bläst das  
Lichtlein aus.
8. Kein Sperling fällt vom Dache ohn' Dich, vom  
Haupt kein Haar;  
o, theurer Vater, mache bei uns in der Gefahr!
9. Erhalt' uns frei von Sünden, schütz' uns vor jähem  
Tod,  
dass wir den Himmel finden bei Dir, nach letzter  
Noth.
-

## 6. Wie Hannchen beten lernt.

In einem kleinen Orte, der von prächtigen Wiesen und Wäldern umgeben ist, hatten brave Ältern ein Mädchen von sieben Jahren. Sie liebten ihr Hannchen gar sehr und alle Leute hatten es gern, denn es war ein freundliches, gutes Kind. Es blickte die Menschen aus seinen blauen Augen klar und treuherzig an, und an dem lächelnden Munde und den beiden Grübchen in den Wangen merkte man gleich, daß es gern lustig sei. Mit ihren Händchen hatte Hannchen immer etwas zu thun; recht ruhig konnte sie dieselben nicht leicht halten, und die Füßchen vollends wollten gar nie lange an einem Plage bleiben. Sie wäre gerne in die Schule gegangen, wenn man dort nur auch ein wenig hätte herumspringen dürfen. Kurz, Hannchen war ein sehr lebhaftes Mädchen.

Sie war aber nicht nur lustig, sondern sie hatte auch ein liebes, gutes Herz, das keinem Thierchen und keinem Kinde wehe thun konnte; sie war den Ältern gehorsam, denn wenn sie es auch einmal nicht war, so geschah es nicht aus Ungehorsam, sondern aus Leichtsinne, und wenn man sie deswegen bestrafte, machte sie kein trotziges Gesicht, sondern weinte, versprach in Zukunft folgsamer zu sein, wischte sich die Thränen ab, und war hierauf für viele Tage aufmerksam auf die Befehle der Ältern und des Lehrers. Aber einen

großen Fehler hatte Hannchen doch: es dauerte ihr alles gleich zu lang, was ihr nicht Unterhaltung machte; besonders wurde ihr beim Beten gar bald die Zeit zu lang. Ja, wenn der Lehrer in der Schule vom guten Gott sprach, wie schön er die Welt gemacht habe, und wie das alles nur durch sein Allmachtswort entstanden sei, — da merkte sie gern auf; und wenn er dann die heiligen Geschichten aus der Bibel erzählte, — da dauerte es ihr immer zu kurz; besonders aber hätte sie Stunden lang vom lieben Jesuskinde gehört, denn sie hatte es gar lieb; und wenn er dann zur Leidensgeschichte des Heilandes kam, da weinte Hannchen, und das ganze Herz that ihr wehe. Aber beten, mit dem lieben Himmelvater sprechen, das that sie doch nicht gern, oder doch nicht lange: denn sie meinte, weil Gott alles wisse, so müsse er auch wissen, daß sie ihn lieb habe, ihm danke, oder ihn in ihrem Herzen um dieses oder jenes bitte. Darum sagte sie beim Abendgebete gar gern: „Lieber Gott! du weißt schon, was ich brauche: gib es mir! Amen.“

Das war aber nicht recht von Hannchen; und eben, weil der liebe Gott wohl wusste, was sie brauchte, lehrte er sie vor Allem selbst das Beten, so, daß sie es nicht mehr verlernte, so lange sie lebte. Hört nur, wie das geschah.

Es war ein wunderschöner Sommertag; die Mädchen tanzten in der Luft, die Grille zirpte in ihrer

kleinen Höhle, die Wachtel schrie im Grase und die Vögel sangen die schönsten Lieder; der Himmel war so blau, daß ihn kein einziges Wölkchen verdüsterte; nur die kleinen weißen Himmelschäfchen versilberten ihn; und im Walde da reiften bereits die süßen Erdbeeren, so daß Hannchen meinte, die Mutter brauche gar nicht mehr zu kochen.

Die Schule war aus; die Eltern hatten im Felde zu thun; und auf dem Lande, da ist es nicht, wie in der Stadt, wo die Kindsmagd das Vesperbrod bringt; auf dem Lande holen es sich die Kinder selbst, wenn der Wald so nahe ist, und es Erdbeeren gibt. Hannchen ging also in den Wald hinaus, ganz allein; das war ihr nicht verboten, denn das thun die Dorfkinder alle; nur war ihr befohlen, beim Gebetläuten wieder zu Hause zu sein. Hannchen hatte ein Töpfchen bei sich, wo sie die Erdbeeren, welche vom selber essen übrig geblieben, hineinthat, um sie des andern Tages an die Stadtkinder zu verkaufen. Beim Beerensuchen kam sie immer tiefer in den Wald hinein, wo das Gras, die Kräuter, die Blumen und das Moos immer schöner werden, weil die heiße Sonne nur milde durch Zweige blickt und sie also nicht austrocknet, und der Fuß der Menschen sie nicht zertritt. Da gibt es auch noch schönere Schmetterlinge und noch glänzendere Käfer, als nahe beim Wege zum Dorfe.

Hannchen hatte bereits viele Beeren im Töpfchen und noch mehrere im Magen; sie meinte also nun

ausruhen zu dürfen, und legte sich in's hohe, weiche Gras, sah die schöne, blaue Himmelsfarbe durch die Bäume schimmern, und dann blickte sie wieder zur Erde nieder, auf das Käferchen, das über den Grassalm kroch und wieder herunter fiel, und dann wieder hinaufkletterte und dachte, daß es weit geduldiger sei, als sie selbst; dann horchte sie auf den Gesang der Vögel und machte ihre Stimmen nach; und dann mußte sie über Alles und über sich selbst lachen, und das war unendlich lustig. Hier und da dachte sie freilich an's Heimgehen; aber wenn sie einige Schritte gegangen war, mußte sie wieder stehen bleiben; denn sie sah dorten im Gebüsch ein Häschen sich putzen, und dort auf dem Baume ein Eichhörnchen springen, und da eine so große, prächtige Erdbeere, die allein schon einen Kreuzer wert war, und die sie pflücken mußte. So kam allmählig der Abend heran; es wurde schon ein wenig düster, denn die Sonne war bereits untergegangen; sie hatte aber doch das Gebetläuten noch nicht gehört und war noch gar nicht müde und schläfrig.

Nun machte sie sich aber doch eilig auf den Weg; denn plötzlich wurde ihr bange, zuerst nur, weil sie fürchtete, von der Mutter gezankt zu werden; dann fiel ihr ein, daß der Vater ihr früher einmal wegen zu langen Ausbleibens Strafe angedroht habe. Sie lief nun, was sie konnte, aber sie kam doch nicht schnell weiter; bald blieb sie mit den Kleidern am Gesträuche hängen;

bald schlugen ihr die Zweige in's Gesicht; zuletzt trat sie in einen Dorn und sank vor Schmerzen zur Erde nieder; zugleich wurde es ihr ganz wirr im Kopfe, sie erkannte den Weg nimmer und es war inzwischen auch ganz dunkel geworden.

Weiter gehen konnte sie nicht mehr, denn die bloßen Füße waren ganz wund getreten und der scharfe Dorn verursachte ihr entsetzliche Schmerzen, wenn sie auftrat. Was sollte sie thun. — Sie weinte bitterlich und das Herz pochte laut in entsetzlicher Angst. Der sonst so schöne Wald kam ihr grausenhaft vor; die Stille, welche nunmehr eingetreten war, machte es ihr recht klar, wie allein und verlassen sie war; und wenn es hie und da im Gebüsch rauschte, — dann hörte das Herzchen beinahe zu klopfen auf vor Angst.

Nun fürchtete sie sich nicht mehr vor Vater und Mutter; o, wie gern hätte sie Zank und Strafe hingenommen, wenn nur Eines von ihnen gekommen wäre, aber wie sie auch nach Vater und Mutter rief — Niemand kam.

In dieser entsetzlichen Angst fiel ihr plötzlich ein Verslein des Büchleins, in dem sie in der Schule lasen, ein:

„Gebet erlöst aus aller Noth:  
„d'um bete und vertrau auf Gott.“

und wieder ein anderes:

„Vertrau auf Gott und laß ihn walten:  
„er wird dich wunderbar erhalten.“

Nun ward dem armen Hannchen plötzlich leichter um's Herz; sie wußte, was sie thun konnte. Augenblicklich kniete sie nieder, faltete die Händchen, sagte aber nicht: „Lieber Gott, du weißt schon, was ich brauche; gib es mir. Amen.“ — Nein, sie rief mit inniger, flehender Stimme:

„Lieber Gott! ich habe mich im Walde verirrt; ich fürchte mich entsetzlich! gewiß thut mir ein böses Thier etwas, oder ein Räuber nimmt mich mit, daß ich nie mehr nach Hause zu Vater und Mutter komme, oder ich muß im Walde verhungern! O Gott! Du hast ja Deine Kinder lieb und erhörst sie, wenn sie beten. O, hilf mir und sende meine Aeltern zu mir, daß sie mich nach Hause führen; und laß meinen Schutzengel über mir wachen.“

Als Hannchen oft und oft dieses Gebet verrichtet hatte, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß sie früher gar nicht beten wollte; da erinnerte sie sich vieler frommer Verse, die sie in der Schule hatte lernen müssen, und wie sie so im Grase lag, wiederholte sie einen derselben und sprach leise:

„Bin ich allein in dunkler Nacht  
und will mir bange werden,  
so denk ich: Sternlein halten Wacht  
nun statt der Sonn' auf Erden.“

„Und denke, das sind Englein,  
die alle mich bewahren,

und jedes Kind so schwach und klein,  
umgeben in Gefahren.“

„Und denke: Wie der Mond so klar  
sieht Gottes Aug' hernieder;  
und legt den Schlaf so wunderbar  
an meine Augenlider.“

„Und webet süße Träume mir  
in meinen tiefen Schlummer;  
d'rum, wach mein Heiland über mir,  
so schlaf' ich ohne Kummer.“

„D scheinest, Mond und Sternelein!  
ihr sollt ein Bild mir werden  
von Gott und seinen Engeln,  
die wachen stets auf Erden.“

Hannchen hatte die letzten Worte schon halb im  
Schlase gesprochen; denn von Müdigkeit, Angst und  
Weinen wurde sie leise in Schlummer gewiegt, und  
ein schöner Traum von

„Gott und seinen Engeln,  
„die wachen stets auf Erden“

versüßte den Schlummer des armen Kindes.

Sie mochte eine geraume Zeit geschlafen haben;  
der Mond war inzwischen aufgegangen und belauschte  
ihren Schlaf. Da wurde es plötzlich ganz hell im  
Walde; große Lichter von Männern getragen, zogen  
daher, und voraus lief eine Frau, welche unter heftigem  
Schluchzen laut rief: „D Hannchen, mein Kind! wo  
bist du?“ — Als sie zur Stelle kamen, wo Hannchen schlief,  
fiel eben der klare Mondschein auf das blasse Kinder-

gesicht, und mit dem lauten Schrei: „Da ist mein Kind! mein kleines verlorenes Hannchen!“ stürzte die Mutter auf die Knie, und drückte ihr Mädchen an die Brust.

Hannchen öffnete verwundert die Augen; noch erkannte sie die Mutter nicht; sie hielt die Lichter für den Schein der Engeln, von denen sie geträumt hatte. Als sie aber den Vater und die übrigen Männer sah, stieß sie einen lauten Freudenschrei aus, und fiel ihrer guten Mutter um den Hals.

O, wie hatte sich diese inzwischen geängstigt, als es Nacht wurde und ihr Töchterlein nicht vom Walde zurückkam. — Alle Nachbarn theilten ihren Jammer, und suchten mit ihr seit vielen Stunden das verlorne Kind, und die arme Mutter hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, ihr Hannchen wieder lebend an's Herz zu drücken. Als sie nun ihr Mädchen gefunden hatte, sank sie mit demselben auf die Knie und rief laut aus: „Gott im Himmel! ich danke Dir!“ Der Vater nahm nun Hannchen auf den Arm, trug es heim und legte es in's warme Bettchen.

Als Hannchen des andern Tags erwachte, war ihr Erstes, Gott knieend für ihre Errettung zu danken. Sie hatte, obwohl noch ein kleines Kind, doch in der großen Noth gelernt, wie heilsam und tröstlich das Beten sei, und dafs diese Lehre, welche der gute Gott ihr im Walde gegeben hatte, für sie sehr nothwendig gewesen wäre. Von dieser Zeit durfte man Hannchen aber

nimmer zum Gebete mahnen, es dauerte ihr auch nie mehr zu lange, vielmehr war es für sie eine süße Freude.

---

Hannchen lebt noch, — sie ist seitdem erst um wenige Jahre älter geworden; sie läßt euch, ihr Kinder, welche diese Geschichte lesen werden, sagen: daß ihr doch alle recht gern beten möchtet, damit euch der Himmelvater nicht auch durch so große Angst das Beten lehren müsse. Zugleich aber bittet sie euch, es nicht wie sie zu machen, und im jugendlichen Leichtsinne und im Vergnügen zu vergessen, daß es Zeit sei, nach Hause zu gehen; denn wenn ihr euch im Walde auch nicht verirrt, so macht ihr dadurch doch euren guten Ältern viele Sorge.

Zum Andenken an diese Nacht im Wald hat der Schullehrer ihr einige Verschen aufgeschrieben, diese Verschen sendet euch Hannchen zum Gruße:

„Wenn fröhlich dir das Herzchen schlägt,  
so blicke fromm nach Oben;  
Gott ist es, der es freudig hebt,  
der es mit Glück durchwoben.

„Und dank ihm warm und inniglich  
für dies dein fröhlich Leben,  
und Alles, was entzückt dich,  
er hat dir's ja gegeben.

„Und bitt' ihn, daß er dich behüt'  
vor allen herben Schmerzen,

die gleich dem Wurm in schöner Blüt'  
oft nagen an dem Herzen.

„Und kommet eine Trauerstund',  
und ist das Glück zu Ende,  
so fleh' zu ihm mit Herz und Mund  
und falte fromm die Hände.

„Denn, o! wenn Niemand helfen kann  
und helfen will auf Erden,  
nimmt Gott sich hilfreich deiner an,  
und läßt es besser werden.

„Drum bete, Kind! beim Morgenschein  
und sinkt der Abend nieder;  
die lieben, heil'gen Engelein  
verweben es in Lieder:

„Uns tragen sie vor Gottes Thron  
dann hin in deinem Namen,  
und huldvoll spricht sein lieber Sohn  
dazu ein selig: Amen!“

## 7. Das Gelübde.

Vor einer kleinen Wiege in der ein Kindlein war,  
knielt' einstmals eine Mutter, im Aug' ein Thränenpaar;  
mit sorglich zarten Händen strich sie das Bettlein lind,  
denn drinnen sollte schlummern ihr krankes, einzig Kind.

Doch ob die Augen schauten auch nieder auf den Sohn,  
die Seele war gewendet zum lichten Himmelsthron,  
zu ihm, der einst geheilet manch wundes Mutterherz,  
zur Mutter voller Gnaden, die kennt den Mutterschmerz.



Gott hat gehört dies Rufen aus tiefstem Herzensgrund,  
An's Krankenbettlein fandte ein Englein er zur Stund,  
das koste mit dem Kinde ganz leis und unsichtbar,  
und fieh! in wenig Tagen das Kind genesen war.

Doch nicht vergaß die Mutter, was sie in herber Noth  
und unter heißen Thränen gelobet hat vor Gott.  
Mit einem süßen Lächeln thut ab sie ihr Geschmeid  
und tauscht darum in Wonne gar manches Armen  
Kleid.

### 8. Das Kind am Allerseelentag.

Die Fluren stehen öd und kahl,  
es ist der Herbst gekommen,  
und hat gemalt die Blätter fahl,  
die Blümlein mitgenommen.

Ein Garten nur prangt heute hold  
mit vielen Blumenarten,  
sein Schmuck, das ist ein Liebesold,  
es ist der Todtengarten.

Am Kreuze hängt der schwarze Flor,  
und düst're Lampen glühen;  
doch aus dem Hügelbett hervor  
viel Blümlein rosig blühen.

Der schwarze Flor bedeutet Schmerz  
und Todeskampf und Wehen. —

Die Blümlein deuten himmelwärts  
zum ew'gen Auferstehen.

Die Menschenmenge wogt und wallt  
 dahin im Trauerkleide,  
 und manche weinende Gestalt  
 kniet hier im herben Leide.  
 Doch vor dem allerschönsten Grab  
 mit blumigem Gepränge,  
 da steht und wasset auf und ab  
 die größte Menschenmenge.

Und neben lieget öd und leer  
 ein Grab aus alten Zeiten;  
 man sieht darauf kein Kreuzlein mehr,  
 nicht Blumen drauf sich breiten.  
 Wer drunten schläft? — nicht weiß man das,  
 kein Mund spricht einen Segen;  
 statt Blümlein sprosst darauf das Gras,  
 Weihwasser ist der Regen.

An dieses Grabes stillem Rand  
 ein Kindlein steht alleine,  
 und seine weiche, kleine Hand,  
 die löst davon die Steine.  
 Und drückt die harten Schollen lind,  
 wie man ein Bettlein rüttelt;  
 und dann es leise und geschwind  
 Darauf Maßliebchen schüttelt.

Dann fügt zwei Stecklein es zusamm',  
 daß es ein Kreuzchen werde,  
 und steckt den kleinen, schwachen Stamm  
 dann in die Grabeserde.

Und wie fein Werk es nun gethan,  
 kniet es am Grabe nieder,  
 Und hebt sein leises Beten an,  
 und betet immer wieder.

„Was machst du, liebes Kindlein, hier,  
 so betend, so beklommen?  
 Hat Gott die liebe Mutter dir  
 so frühe schon genommen?  
 Vielleicht ist's ein Gespielerlein,  
 der schlummert hier begraben,  
 und den sie Alle, Groß und Klein,  
 schon längst vergessen haben?“

Das Kindlein auf die Frage spricht:  
 „Längst ist dies Grab zerfallen;  
 wer drunten schläft, das weiß ich nicht,  
 und Keiner weiß's von Allen.  
 Doch daß er einsam schlafen muß,  
 so arm und unbetruert,  
 ihm Keiner bietet ein Gruß,  
 daß hat er mich gedauert.“

Drum hab' ich ihm in dieser Stund'  
 die Blümchen hier gebrochen,  
 und dann aus tiefstem Herzensgrund  
 ein klein Gebet gesprochen;  
 und hab' gefüget dann dazu,  
 wie ich's gelernet eben:  
 „Gott gebe dir die ew'ge Ruh  
 im schönen, ew'gen Leben!“

Das Kindlein schwieg, das Kindlein ging;  
 ich blieb am Grabe stehen;  
 im Herzen mir die Liebe fing  
 erst jetzt aufzugehen.

Was mir das Kindlein hat gesagt,  
 ist mir im Sinn geblieben:  
 „Wer liebt und nicht nach Namen fragt,  
 der erst versteht zu lieben.“



## II. Folge.

---

### 9. Bestrafter Eigensinn.

O, wie herrlich ist das Leben auf dem Lande, besonders für Kinder! Da fühlen sie sich zu Hause, denn da gleicht ihnen Alles. Die Kinder sind, wie junge Bäumchen, die von Tag zu Tag wachsen, und denen das frische Frühlingsleben das Haupt mit einem Laubkranze ziert. Sie sind wie Wiesenblümchen, die nichts zu thun haben, als täglich holder zu blühen, dem Wanderer entgegen zu lächeln und den hellen Morgen- und Abendthau zu trinken. Sie sind wie das klare Bächlein, auf dessen tiefften Grund man sieht, in dem sich Himmel und Erde widerspiegelt, und das immer rieselt und tanzt, gehe es über Stock und Stein; im Vorüberquellen aber scherzend das blaue Blümchen küßt, welches an seinem Uferrande blüht und sich freundlich zu ihm hernieder zeigt. Kinder sind wie das singende Vöglein auf dem Baume; wie das Bienchen, dessen ganze Arbeit Honigsammeln auf duf-

tigen Blumen ist; wie das Sternlein, das in dunkler Nacht leuchtet und nicht den Graus der Finsternis beachtet; wie das Silberwölkchen, so den blauen Himmel ziert; mit Einem Worte; Kinder gleichen Allem und Jedem, was schön und fröhlich ist.

Aber wie manches Bäumchen krumm wächst, manches Bächlein sich trübt, manches Vöglein im Unmuthе freischt, manches Sternlein sich versteckt, manches Silberwölkchen ergraut; kurz, — wie es in der Natur manchmal fehlerhaft zugeht und der liebe Gott daran bessern muß durch Regen und Sonnenschein — so ist es auch bei den Kindern. Wenn sie auch noch so gut sind und Ältern und Lehrern tausend Freuden bereiten, so sitzt doch oft im kleinen Kinderherzchen ein Würmchen, welches dort die frischen, zarten Tugendkeime zernagen möchte, wenn nicht die guten Ältern bei Zeiten es tödten oder verjagen würden. Gott und die Englein helfen dazu; das thut dem Kinde freilich oft wehe; aber wenn es fein stille hält und sich sanft darein schickt, dann wird es geheilt und bleibt für's ganze Leben gerettet.

Solch' ein Geschichtchen ereignet sich gar oft; aber ganz besonders hatte die achtjährige Marie darunter zu leiden.

---

Marie lebte auf dem Lande, es war ein echtes Dorffind, obwohl der Vater ein Herr Amtmann war,

und in einem großen, schönen Schlosse mit vier Thürmen wohnte. Es war ein echtes Dorfkind, so natürlich, wie Baum und Vogel im Walde draußen. Jede Stube, und im großen Schlosse gab es große Stuben, war ihr zu enge, nichts kam sie schwerer an, als daheim zu sitzen und zu stricken; aber draußen im Felde, wo das frisch gemähte Gras duftete und dann in Haufen geschichtet wurde, und bei den Schnittern, welche die gelben Garben auf den Wagen luden, — da hätte sie für ihr Leben gern mitgeholfen, das hielt sie für nöthige Arbeit, dort, meinte sie, könnte man ohne sie unmöglich fertig werden. Oft rief sie aus: „Aber Mutter, warum soll ich denn stricken!“ „Damit du Strümpfe bekommst, Marie, —“ antwortete die Mutter.

„Aber zu was brauche ich denn Strümpfe!“ fing sie nun wieder an, „des reichen Müllers Lenore hat auch keine an, und Wirths Liese auch nicht; aber das Heu muß ich aufladen helfen, sonst schreit uns're Bläß und gibt keine Milch, und dann kannst du nicht kochen.“

So meinte Marie, aber die Mutter meinte anders, darüber wurde Marie böse, und siehe da; eben dies war das Würmchen im Herzen des sonst so guten Mädchens. Sie konnte nicht ertragen, daß die Mutter anders meinte und wollte als sie; denn das Würmchen, welches in ihrem Herzen saß, hieß Eigensinn, und sein Bruder, der es nie verläßt, war auch dabei, und der hieß Ungehorsam.

Laßt sehen, welches Unheil die zwei Würmchen im Kinderherzen anrichteten.

Mariens Mutter war eine sehr verständige und gebildete Frau, die ihre Kinder mit Sorgfalt erzog, und sie Alles lernen lassen wollte, was sie einst im Leben beglücken und erfreuen konnte. Ihr Mädchen mußte also nicht nur zur gehörigen Zeit in die Lehr- und Strickschule gehen, sondern auch, weil sie ein allerliebstes Stimmchen hatte, am Singunterrichte Theil nehmen, welchen der Schullehrer für die wohlgezogensten Kinder des Dorfes hielt. Die Mutter sang Abend gar gerne ein frommes sanftes Liedchen und fühlte dadurch ihre Seele erquickt und erfreut, besonders, wenn der Vater so selig zuhorchte und ihre drei Kinder sich treulich um sie schaarten. Deshalb sollte nun auch ihr Mariechen schon frühzeitig lernen, ihre Stimme in weiche Töne zu schmiegen, um einst dasselbe Vergnügen, wie jetzt sie, genießen zu können. Ihr Töchterchen ging also in die Singschule. Hier lagen nun die Notenhefte auf dem Pulte ausgebreitet, die Mädchen zeigten mit dem Finger der linken Hand darauf, schlugen mit der rechten wacker den Takt, und schrieen frisch und munter darauf los.

Für Marie waren die schwarzen Punkte wahrhafte, kleine Kobolde; nur schüchtern wies sie mit dem Finger nach; aber es ergriff sie eine Scheu, so oft sie den Mund öffnen wollte, sie fühlte es, daß sie nie

einen Ton hervorbringen könnte, der mit den schwarzen Punkten nur die mindeste Aehnlichkeit hätte. Zu der Scheu gesellte sich die Scham; sie fürchtete das Auslachen der Gespielen, wenn sie einen Miston sänge, den sie ganz gewiß hervorstoßen würde, — und Stunde um Stunde verstrich, — Marie blieb stumm wie der Fisch im Wasser. Der Lehrer bat, schmeichelte, versprach ihr ein Bild, ermuthigte, zankte, klopfte mit dem Fidelbogen auf ihre Finger, zeigte ihr unzählige Male den Ton vor, aber Alles vergebens. Marie blieb stumm, trotz aller Ermahnungen von Ältern und Lehrern, denn im Herzen flüsterte Würmchen Eigensinn: „Thu' es nicht! thu' es nicht;“ und der Ungehorsam schrie wie im Echo: „Thu' es nicht!“

An schönen Sommernachmittagen, wenn die Wälder dichten Schatten woben, kamen zur Mutter oft freundliche Frauen auf Besuch. Die Mutter hatte ihre Kinder lieb und zeigte sie gerne ihren Nachbarinnen, da hätte sie nun auch wohl gewünscht, ihr ältestes Töchterlein möchte freundlich und artig sein, um den Gästen zu gefallen.

Marie kam anfangs auch mit Freude, denn sie war allen Menschen gut, und liebte aber auch nebenbei Kaffee und Kuchen, die sie bei solchen Gelegenheiten bekam. Bald aber schreckte sie etwas ab. Die Mutter hatte nämlich verlangt, Marie sollte bei der Begrüßung ein artiges, tiefes Knixchen machen. Oftmals hatte die

Mutter in der einsamen Stube solche Uebung mit ihr vorgenommen, sie bei der Schulter gefasst, und sanft hinabgedrückt und ihr die Füßchen zurecht gestellt: aber es war gerade als ob die Beine von Holz gedrechselt wären, und sich nicht biegen könnten. Die Beinchen bogen sich jedoch nur nicht, weil Würmchen Eigensinn im Herzen flüsterte: „Thu' es nicht; du bist zu ungeschickt dazu, und dann lacht man dich aus.“

Marie machte also kein Knixchen, verscherzte lieber Kaffee und Kuchen, und als die Mutter sie einmal holen wollte, setzte sie sich vor die Thüre auf den Boden, klammerte sich mit beiden Händen fest an die Thürpfosten, und schluchzte laut und bitterlich. Was war da zu machen? Die Mutter ließ das eigensinnige Mädchen sitzen, gab ihr das gefürchtete Strickzeug in die Hand, da mußte sie nun zur Strafe sitzen bleiben, und vierundzwanzig Mal herumstricken.

Einmal war in dem benachbarten Städtchen eine Primiz angesagt. Der Sohn eines Freundes des Herrn Amtmanns war zum Priester geweiht worden, und sollte nun zum ersten Male feierlich die heilige Messe auf einem freien, weiten Platze, an einem festlich geschmückten Altare, lesen. — Solch ein geistlicher Herr wählt sich an diesem Tage ein kleines Mädchen, das man sein Bräutchen nennt, da es ihm zum Altare, gleichsam als Zeichen der Unschuld, der er sich verlobte, begleitet. Das kleine Bräutchen wird an diesem Tage

mit einem weißen Kleide geschmückt, und in das gelockte Haar schlingt sich ein Kranz von Rosen.

Amtmanns Mariechen war zur Braut erwählt und hatte große Freude daran. Sie freute sich über das neue Kleid, den duftenden Kranz, den blumenreichen Altar, nebenbei auch wohl ein wenig auf die guten Sachen, die es da sicher geben würde; ganz besonders aber auf das schöne Gebetbuch, welches der fromme Herr stets seinem Bräutchen verehrt.

Marie hatte aber nichts weniger als ein Lockenhaar, und weil die Mutter ihr Mädchen zur Ehre Gottes und des frommen Herrn nach seinem Stadtgebrauche gern bräutlich geschmückt hätte; — so wickelte sie die steifen Haare in Schnecken, damit sie am festlichen Tage sich recht schön um Mariens Wangen locken und ringeln würden.

Als Marie am Tage vor der Primiz in die Schule kam, da lachten die Dorfkinder überlaut, weil sie das noch nie gesehen hatten. Die losen Buben zogen die Haarnadeln heraus und steckten Papierstreifen in die Locken, und liefen den ganzen Heimweg lachend und neckend hinter ihr her. Weinend und mit geröthetem Angesichte kam Marie nach Hause und erzählte, was ihr begegnet war. Die Mutter suchte sie zu beruhigen, stellte ihr vor, daß die Stadtkinder nicht lachen werden, weil das bei ihnen Gebrauch sei; aber Alles vergebens.

Als die Mutter am festlichen Tage die Locken herunter lassen wollte, hielt Marie mit beiden Händen den Kopf und Würmchen Eigensinn schrie überlaut in ihr: „Nein! nein! ich will nicht! ich will nicht!“ Die Mutter ging hinaus, den Vater zu holen, damit er das eigensinnige Mädchen bestrafe. Kaum hatte diese die Thüre hinter sich zugemacht, so griff Marie nach der Schere und schnitt sich rings die ärgerlichen Locken ab. In diesem Augenblicke kamen die Ältern dazu. Wie erzürnt waren beide, nicht der Locken wegen, o nein! des Eigensinns willen. Marie mußte nun natürlich zu Hause bleiben, und ihre kleine Schwester Sofie vertrat ihre Stelle, und genoß alle Freude, um die sich das eigensinnige Mädchen selbst gebracht hatte.

So machte es Marie noch oftmals und betrüßte damit die Ältern auf's tiefste. Dennoch war sie kein böses Kind, aber sie wäre am Ende ein solches geworden, wenn Würmchen Eigensinn nicht von den Ältern erkannt und getödtet worden wäre. Viele Stunden lang beriethen sich Vater und Mutter, wie das anzugehen sei, und kamen überein, noch einmal freundliche Ermahnungen anzuwenden, ehe sie zu harter Strafe Zuflucht nehmen wollten.

Der Frühling nahte sich der lang erstarrten Erde; weiße Schneeglöckchen läuteten in Wald und Flur, der schlummernden Schöpfung zum Auferstehen, und rasch erwachten Sprossen und Gräslein; das goldene Him-

melschlüßlein stieg aus den Wiesen; die duftenden Weilchen blickten unter Blättern und Hecken schelmisch hervor; und sieh nur! die grünen Hasenscharten sie streckten sich hoch; sie winkten den Müttern herbei und flüstern geheimnißvoll: „die Ostereier, die Ostereier!“

In der Kirche aber werden die traurigen schwarzen Charwochentücher mit purpurrothen vertauscht, und laut und feierlich erschallen die Osterglocken von allen Thürmen. Da steigt aus dem Osten glänzend rein der Ostermorgen. Mit Körbchen voll Eier, Kuchen und Fleische eilen die Kleinen und Großen zur Kirche, um nach uraltem Gebrauche das Freudenmahl weihen zu lassen. Das Halleluja ist erklingen und Alles eilt heimwärts, um sich am geweihten Osterkuchen zu laben. Aber die größte Freude bleibt doch für den Nachmittag gespart. „Weißt du schon,“ — sagte ein Kind zum andern — „in Amtmanns Garten hat der Osterhase die Eier gelegt, und wir dürfen sie Nachmittags suchen.“ Um zwei Uhr versammelten sich alle braven Dorfskinder vor Amtmanns Garten bei Marie. Drinnen waren eine Menge kleiner Nestchen mit weichem Moose gebaut, umschlungen von Weidenzweigen und bezeichnet mit den Namen des Kindes, dem es gehörte.

Plötzlich ertönte der Ruf: „Der Osterhase läuft durch den Garten!“ und hinein stürzten die Kinder, um das eigene Nestchen zu suchen.

„O wie herrlich: was das für ein geschickter Hase ist! beinahe so geschickt, wie der Herr Schullehrer! Sieh nur! lauter Sprüchlein auf den Eiern. Was hast du für Eines! laß einmal lesen.“

Neugierig liest Jedes das seine, und zeigt es dem Andern, heiter blinzeln die Augen, tiefer werden die Grübchen der Backen, hie und da auch röthen sie sich ein wenig. Und nun geht das Spiel an; nun wird gepickt und gewonnen, verloren und gegessen.

Aber was ist's denn mit Marie? Dort steht sie in der Ecke, sieht erschrocken, trotzig und verächtlich darein, möchte lieber weinen als lachen, versteckt ihre schönen rothen, gelben und bunten Eier, eilt in ihr Stübchen, zieht eines nach dem andern hervor, liest die Sprüchlein; aber immer trüber werden die Augen, denn immer liest sie auf jedem Ei dasselbe Sprüchlein:

„Beim Eigensinn  
ist kein Gewinn.“

Endlich verbirgt sie das Gesicht in beide Hände und bricht in ein lautes Weinen aus. Da öffnet sich leise die Thüre, herein tritt die Mutter und naht sich ihrem traurigen Kinde. Mariens gutes Herz siegt, sie stürzt in die Arme der Mutter, schlingt ihre Hände um deren Hals, und sagt nichts mit Worten; aber die Mutter fühlt an dem lauten Pochen von Mariens Herzchen, daß dasselbe in diesem Augenblicke ein warmes Versprechen gibt. — Das ist der Mutter genug;

sie trocknet die Augen ihres Kindes, schält die Eier ab, gibt ihr unbeschriebene und führt sie in den Kreis der lieben Geschwister und fröhlichen Gespielen zurück.

Und wie mag es nun Würmchen Eigensinn hin-  
künftig ergehen? Ist es endlich vom Herzensgärtchen  
ausgekrochen? Ach, so ein Würmchen ist ein böses  
Ding; es hält sich überall fest und versteckt sich sorg-  
lich, um bei gelegener Zeit wieder hervorzukriechen.

Frühling und Sommer waren entschwunden; der  
Winter zog kalt und rauh einher, und mit ihm ein  
großer, großer Schmerz, der sich niedersenkte auf das  
Schloß mit seinen vier Thürmen. Der gute Vater  
war krank geworden, so sagte die Mutter, und so mußte  
es wohl sein, weil er nicht mehr, wie sonst, in die  
Amtsstube ging, sondern daheim im Lehnstuhle saß,  
und doch konnte es Marie kaum glauben; des Vaters  
Wangen waren ja meist roth, und wäre der böse  
Husten nicht gewesen, sie hätte es nie begriffen.

Das arme Kind wußte freilich nicht, daß diese  
rothen Flecken auf der Wange Boten der Krankheit, ja  
selbst des Todes waren. Darum wol auch mäsigte  
das lustige Kind seinen Schritt nicht, wenn es im  
Zimmer hüpfte, und dämpfte auch die klare, lustige  
Stimme nicht. Wenn der Vater deswegen ermahnte und  
schalt, so konnte sie nicht begreifen, warum er jetzt  
böse wurde, da er früher dabei oft heiter gelächelt  
hatte. Und o! wie oft machte sich bei diesen Gelegen-

heiten Würmchen Eigensinn und Ungehorsam, die aus ihrem Verstecke wieder allmählig hervorgefrochen waren, geltend, so daß der Vater das Haupt schüttelte und traurig zur Mutter sagte: „O, wie Vieles wirst du mit Maria auszustehen haben, wenn —“

Bei diesem: „wenn“ füllten sich der Mutter Augen mit Thränen, — der Vater blickte mit einem tiefen Seufzer auf sie, und vollendete den angefangenen Satz nicht.

Und wieder schwand der Schnee, und wieder kamen die Gräslein, und wieder wehten darüber milde Frühlingslüfte: nur im Schlosse waltet ein kalter Hauch: der Hauch des Todes.

Der Vater saß nur selten mehr im Lehnstuhle, er lag meistens im Bette, und an demselben saß Tag und Nacht die bleiche Mutter; in der zitternden Hand hielt sie meistens ein großes Buch — ein Gebetbuch, in welchem das heilige Wort des Herrn stand, welches den Leidenden zuruft: „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken,“ welches den Sterbenden verkündet: „Selig, die im Herrn sterben.“ „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein.“

Wohl fühlte auch Marie die erkaltende Hand des Vaters; aber sie war ein Kind von 9 Jahren und dazu noch ein Dorfkind; im Dorfe ist die Jugend noch nicht so früh verständig, nicht so früh eingeführt in die Welt der Gefühle. Darum wollen wir Mariechen nicht

so streng tadeln, daß sie die traurige Stunde nicht so ganz verstand, und dennoch lachte und scherzte, nachdem sie mit der Mutter geweint hatte.

Es war Abend geworden. Neben dem kleinen Gemache, wo der Vater lag, und die Mutter, heute noch bleicher als sonst, sein Kissen unterstützte, — und hie und da einige Worte aus dem Gebetbuche las, saßen die drei Kinder: Marie, Sofie und Anton und spielten. Da sprach der Vater zur Mutter: „Bringe die Kinder zu mir, daß ich sie noch einmal sehe in diesem Leben, und ihnen die segnende Hand auf's Haupt lege, ehe sie die große Reise als Waisen beginnen.“

Und die Mutter führte die Kinder an des Vaters Sterbebett. Lächelnd empfingen die Kleinen des Vaters Kuss und Segen; nur in Mariens Herz erwachte furchtbare Ahnung von dem Ernste dieser Stunde; und als der Vater sprach: „Marie sei ein gutes Kind, sei der Trost und die Freude deiner armen Mutter!“ — da umklammerte sie des Vaters Hals mit einem entsetzlichen Jammerschrei. Tief bewegt und ergriffen sagte der Vater zur Mutter: „Bringe die Kinder hinweg, ich kann diesen Anblick nicht ertragen, und du weißt, meine Seele bedarf der Ruhe, in einer Stunde erscheint der Priester, um mich noch einmal zum letzten Kampfe zu stärken.“ Und zu Marien, die sich fest an sein Bett klammerte, sagte er in weichem, milden Tone noch besonders: „Geh, mein liebes Kind, mit deinen Ge-

schwiftern zur Ruhe, geh und bete dein Abendgebet und bete auch für deinen Vater.“

Aber immer fester klammerte sich Maria an des Vaters Bett, immer lauter schrie sie: „O! laß mich bleiben!“ Keine Zuredede, noch so sanft und noch so gut, fruchtete; denn ach! neben dem Schmerze im Gemüthe lauerte auch der Eigensinn. Wie ein Blitz durchfuhr diese Ueberzeugung des Vaters Seele; vor seinem Geiste stand all' der eigensinnige Troß, der bisher das Innere des Kindes erfüllt hatte. Ernst blickte nun sein Auge auf Marie; ernst und feierlich sprach er: „Kind, ich befehle dir zu gehen!“

Ach! Eigensinn! nur jetzt weiche von Marien! nur jetzt überlaß ihr Herz dem kindlichen Gehorsame! Nein, taub für des Vaters brechende Stimme hielt sich Marie immer noch fest an das Sterbelager. Da erhebt sich der Vater noch einmal in letzter Lebenskraft, und ruft mit lauter Stimme: „Hinweg, du ungehorsames, eigensinniges Kind!“ Dann sinkt er erschöpft in die Kissen zurück; ein lauter Seufzer entsteigt seiner Brust; er blickt traurig und wehmüthig auf die Mutter, und dann ergreift ihn der erstickende Husten. Zitternd eilt die Mutter hinzu, und o in dieser schrecklichen Stunde gewahrt sie nichts, als des Vaters brechendes Auge; sie sieht nicht ihr Kind, das leise in sein Kämmerlein schleicht, dort die Hände flehend um Vergebung ausstreckt, und dann nach langem, langem Schluchzen auf

sein Bettlein sinkt. Die Mutter sendet in Eile nach dem Priester, daß er komme, ehe der arme Vater sterbe.

Der Morgen erwachte und senkte sein Licht auf das traurige Haus. Ach! wohl ein trauriges, ödes Haus! seine Lebenssonne war für immer erloschen; denn der Vater war in den ewigen Schlaf hinüber geschlummert, und es umschloß nun drei kleine, vaterlose Waisen und eine tiefbetrübte Witwe.

Drei Tage darauf kniete ein Mädchen neben einem frisch gebetteten Grabe des Friedhofes. Sie war einsam in dem stillen Raume, der jedes Menschenherz so gerne mit Schauder erfüllt, aber nicht Furcht war es, was ihre schwachen Glieder erzittern machte, nicht Furcht lag in dem nassen Auge, nicht Furcht hatte die Hände zusammengedrückt. Der tiefste Kindes Schmerz durchzuckte ihre Seele; das Mädchen kniete am Grabe ihres Vaters, der erst vor einer Stunde hineingesenkt wurde; Marie kniete am Grabe ihres Vaters, der ihr erst noch so gütigen, ermahnende Worte gesagt, und dessen letzte Stunden sie durch Ungehorsam verbittert hatte. Des Vaters letzter zürnender Blick schwebte vor ihr, bei Tag und bei Nacht, war sie einsam oder im Kreise ihrer kleinen Geschwister; dieser Blick drang auch jetzt zu ihr herauf aus dem dunklen Grabe.

Sie senkte das Haupt zur Grabeserde nieder und heiße Thränen quollen statt Weihwasser darauf.

„Vater, vergib, o, vergib mir, daß ich deine letzten Lebensstunden durch Ungehorsam verbittert habe! O, blicke auf mich mit segnendem Auge! Ziehe deine segnende Hand nicht weg von meinem Haupte! Dein Kind gelobt dir Alles! Alles, was du forderst! Nie mehr soll mein Ungehorsam, mein Eigensinn die gute Mutter betrüben. Nur, Vater! zürne nicht mehr; o verzeih, verzeih deinem Kinde, das hier in Kneufschmerz vergeht!“

Und als ob Gott ihre Bitte gewähren und noch einmal des Vaters Stimme zum Ohre des Kindes senden wollte, so tönte leise das Wort „Verzeihung!“ Zwei segnende Hände legten sich auf ihr Haupt und eine große schwere Thräne benetzte ihre Stirne, als wollte sie die Kindesschuld tilgen mit heiliger Flut.

Marie erhob die Augen; da stand neben ihr die Mutter, und am Himmel glänzte als Zeuge dieser Vergebung der Mond, und beleuchtete das Kreuz auf dem Grabe.

Lautlos lagen sich Kind und Mutter am Herzen und knieten vereint nieder an des Vaters Grabe, dessen Leib zwar in der kalten Erde ruhte, dessen Geist aber segnend bei ihnen weilte.

---

Marie kehrte mit der Mutter nach Hause zurück, ein trauerndes, aber im tiefstem Schmerze geheiltes

Kind. Und als der Frühling wiederkam, die Natur prangte, und selbst des Vaters Grab im blumigen Auf-  
erstehungsschmucke der Erde strahlte, war auch Mariens Herz zum Garten geworden, und die schönste Blume darin war: Gehorsam.

Wenn die Ältern dir was untersagen  
folge, ohne erst: Warum? zu fragen.  
Eigensinn und Stüßigkeit  
bringt dir großes Herzeleid.  
folg' den Ältern, das will Gott,  
denn so lautet sein Gebot.  
Nur Gehorsam ziert das Kind,  
Wer nicht folgt, hat große Sünd'.  
Und die Sünde strafft der Herr.  
Kind, beherz'ge diese Lehr.

## 10. Wie schrecklich der Mutterfluch an einem Sohne in Erfüllung ging.

„Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohlgehe auf Erden!“ lautet das Gebot des Herrn; „wer aber seinem Vater oder seiner Mutter flucht, der soll des Todes sterben,“ (3. Mos. 30). Sehet, mit wie schwerer Strafe der Muthwille der Kinder gegen die Ältern, die am Ende in Verwünschungen ihrer eigenen Kinder ausbrechen, bestraft wird.

Es war in der Stadt Valencia ein Jüngling, der wegen eines Verbrechens fälschlich beschuldigt und zum

Tode verurtheilt ward. Sie errichteten ihm einen neuen Galgen, und zwar an einem ganz fremden Orte. Da er nun auf seinem Todesgang an dieser Stätte angekommen war, erstaunte er, und rief von Entsetzen ergriffen mit lauter Stimme aus: „Gerecht ist mein Todesurtheil, und ich habe den Tod wirklich verdient, nicht wegen des Verbrechens, dessen ich fälschlich beschuldigt ward, sondern weil ich an dieser Stelle meine Mutter geschlagen habe. Sie aber, von gerechtem Schmerz überwältigt, brach damals in die Verwünschung gegen mich aus: „„Du sollst an diesem Orte, wo du deine Mutter geschlagen hast, am Galgen sterben.““

„Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, — der Mutter Fluch aber reißt sie wieder nieder“ sagt die heilige Schrift.

## II. Grossmut einer Tochter, die ihrem Vater das Leben rettete und das ihrige verlor.

Zur Zeit der französischen Revolution, wo täglich viele Hundert Schlachtopfer unter dem Mordbeile der Tyrannen fielen, wurde auch ein Kaufmann von Lyon nach Paris in's Gefängniß geschleppt. Seine Tochter wich nicht von seiner Seite. Sie bat seinen Begleiter, die Reise im Wagen mitmachen zu dürfen. Der Unmensch versagte ihr diese Bitte. Dieses schlug ihren Muth nicht nieder. Trotz ihres zarten Körperbaues lief

sie zu Fuß neben dem Wagen her, von Lyon nach Paris, und entfernte sich immer nur zur Mittagszeit von dem Fuhrwerke, um ihren Vater Speisen zu holen, und Abends, um eine Bettdecke für ihn zu erbetteln. So trieb sie es unverdrossen, bis der Pariser Kerker sie trennte. Dann fing sie an, alle Mitglieder der Regierung, in deren Händen das Schicksal ihres Vaters lag, mit Bitten und Thränen zu bestürmen. Hundertmal zurückgewiesen, kehrte sie hundertmal wieder und siegte endlich. Mit freudigem Stolze führte sie ihren befreiten Vater nach Lyon zurück. Doch erschöpft von den ungeheuren, ihre Kräfte übersteigenden Beschwerden, wurde sie schon unterwegs krank, und ehe sie noch den Lyonern den geretteten Vater zeigen konnte, endete sie ein Leben, durch dessen Aufopferung sie das Leben ihres Vaters erkaufte hatte.

Sie hat das Leben für den Vater gegeben,  
und erntete als Lohn das ewige Leben.

## 12. Folgsamkeit und Ungehorsam.

Vier kleine Mädchen spielten, nachdem ihre Lehrstunden beendigt waren, mit einander im Garten. Ihre Lehrerin, die ihre Freundin war und sie immer begleitete, war auch dießmal bei ihnen. Es war eben um die Zeit, da das Obst anfang, zu reifen, und wenn dann und wann etwas herunterfiel, so kamen die Klei-

nen, fragten, ob es reif sei, und baten um Erlaubnis, es essen zu dürfen.

Ein kleines Geschäft nöthigte die Lehrerin, den Garten und ihre Kleinen auf eine Viertelstunde zu verlassen. „Esset ja, so lange ich weg bin, kein Obst, liebe Kinder, und leset auch keines auf!“ Mit diesen Worten verließ sie die Kinder, und diese versprachen, gehorsam zu sein.

Indem die Kinder unter einem Baume da saßen und spielten, fiel eine schöne Birne vor ihnen zur Erde. Ihrer Gewohnheit nach wollten alle darnach greifen; aber geschwind besannen sie sich, daß es ihre Lehrerin verboten habe, und daß es unrecht wäre, wenn sie es thäten. Nur die kleine Rosina (die jüngste von ihnen) wollte ihrer Begierde nicht widerstehen: sie lief hin, langte nach der Birne und sagte zu ihren Schwestern: „Ich werde sie mir gut schmecken lassen; sieht's ja die Lehrerin nicht.“ Indem sie das sagte, kam letztere wieder zurück. Die Kleinen liefen ihr entgegen, und sie erkundigte sich um ihren Gehorsam.

Die drei Älteren versicherten sie davon, mit dem heiteren Gesichte, welches das Bewußtsein der Unschuld allemal gibt; Rosina aber schwieg und erröthete. — „Gut,“ sagte die Lehrerin, „euch dreien gebe ich die Erlaubnis, von der Hecke dort Kirschen und Himbeeren zu pflücken; denn auf euch darf ich mich verlassen, daß ihr nichts Unreifes und Verbotenes esset. Ich werde

nach der Lindenlaube dort gehen. Du, Rosina, kannst nicht Theil an den Vergnügungen der andern nehmen; denn du möchtest, weil ich's nicht sehe, an verbotenen Früchten oder an zu großer Menge der erlaubten dich krank essen, und ich liebe dich noch immer zu sehr, als daß ich das zugeben könnte."

Rosina schmerzten die Folgen ihres Ungehorsams; allein dieser Schmerz hatte für sie eine glückliche Wirkung. Sie ward dadurch zum Nachdenken geleitet; sie erkannte, wie vielen Gefahren ein Kind sich jeden Augenblick durch diesen Fehler aussetzt und nahm sich fest vor, ihn von jetzt an abzulegen. Sie that es und genoß nun, wie ihre übrigen Geschwister, der ganzen Liebe aller derer, die sie kannten, und konnte an allen keinen Freiheiten, die man ihnen erlaubte, ohne weitere Gefahr Theil nehmen.

Sei gehorsam in der Jugend,  
denn sie ist der Grund der Tugend.

---

### 13. Es gibt eine Zeit zu reden und zu schweigen.

Es ist eine große Weisheit, zur rechten Zeit zu reden und zur rechten Zeit zu schweigen. Ob Dorchon diese Kunst verstand, das möget ihr selbst beurtheilen, liebe Kinder!

Eines Tages befand sie sich in einer Gesellschaft erwachsener Personen, die von allerlei Dingen sprachen.

Die Anwesenden gaben auf Dorchen gar nicht Acht. Sie glaubten, das Mädchen merke gar nicht auf das Gespräch; gleichwohl hörte sie mancherlei Neues, weil sie überhaupt zur Aufmerksamkeit gewöhnt war.

Als Dorchen wieder nach Hause gekommen war, sprachen ihre Schwestern: „Sag' uns doch, hast du dir die Zeit gut vertrieben? Wer war denn in der Gesellschaft?“ — „Es waren viele vornehme Personen da,“ sagte Dorchen; „aber ich kann sie nicht alle nennen.“ — „Hast du mit allen diesen Personen gesprochen?“ hieß es weiter. — „Nein,“ erwiderte Dorchen; „das würde sich für mich nicht geschickt haben. Man hat mich nicht angedet, und die Gesellschaft hatte so viel unter sich zu reden, daß man für dießmal fast gar nicht an mich dachte.“

„So erzähle uns doch wenigstens,“ fiel ihre Schwester Lotte ein, „was du gehört hast.“ — „Das kann ich nicht,“ gab Dorchen zur Antwort; „denn man sprach von Dingen, die weder mich noch euch etwas angehen.“ — „Wie du so verschwiegen bist!“ sagte Lotte etwas empfindlich. Allein der Vater, der das Gespräch mit angehört hatte, lobte Dorchens Verhalten und sagte: „Kinder, die Verschwiegenheit ist für alle Menschen eine nothwendige Tugend, und ziert besonders junge Mädchen.“

Dorchen wusste aber auch zur rechten Zeit zu reden. Davon sollt ihr ebenfalls ein Beispiel hören.

Als ihre Ältern und Geschwister auf einige Tage verreisten, mußte Dorchchen allein zu Hause bleiben. Da die Ältern gerechte Ursache hatten, mit dem Gesinde unzufrieden zu sein, sagten sie bei der Abreise zu ihrer Tochter: „Liebes Kind, es ist nothwendig, daß du auf Alles wohl Acht gibst. Ob wir gleich nur zwei Tage lang von Hause bleiben, so bleibt doch immer Zeit genug übrig, daß von den Dienstboten mancher Unfug getrieben werden kann. Betrage dich wohl, sei nicht voreilig und hüte dich besonders vor Scheltworten.“

Dorchchen merkte diese Lehren alle und übte sie auch recht glücklich aus. Sie hatte zwar ihre Augen überall; aber ihr Mund sprach nur, wenn gefragt wurde. Knechte und Mägde und alle, die in ihrer Ältern Dienste standen, hatten sie lieb.

Eine von den Mägden im Hause wollte Dorchchens Mutter bevorthailen und suchte die kleine Aufseherin auf ihre Seite zu bringen. „Liebes Dorchchen,“ sagte sie, „wir haben heute vier Kannen Milch mehr als gewöhnlich; ich dünkte, dieses Geld berechneten Sie der Mutter nicht, und wir theilten uns darein. Sie können mir's glauben, von meinem Lohne kann ich gewiß nichts ersparen, und ich brauche doch so nöthig ein Band um meine Haube.“

„Ei, ei,“ sagte Dorchchen, wie kannst du mir das zumuthen? Wir würden ja meine Mutter bestehlen.

Ich mag nichts haben, was ich nicht ehrlich besitzen kann. Du mußt der Mutter Alles berechnen.“

Die Magd sagte Nichts und legte treue Rechen- schaft ab. So ehrlich sie auch schien, so traute ihr Dorchen doch nicht. Sie gab nun mit verdoppelter Aufmerksamkeit Acht, ließ aber nicht das Mindeste da- von merken. Sie machte den richtigen Schluss: „Da diese Magd wohl einsieht, daß ich nie in ihren Willen einstimmen werde, so wird sie ihre Absichten nun heim- lich auszuführen suchen.“

Dorchen hatte sich nicht betrogen. Sie ging überall in der Wirtschaft umher. Sie zählte alles Vieh genau, was in den Ställen und auf dem Hofe war, und siehe da! es fehlte eine Henne. Sie fragte die Magd, und diese behauptete, der Marder müsse sie geholt haben. — „Wohl könnte das möglich sein,“ dachte Dorchen; „denn im vorigen Jahre tödtete der Marder fast alle unsere Hühner. Aber wer kann wissen, ob die Magd die Henne nicht selbst veruntreuet hat? Hatte sie es mit der Milch schon im Sinne, so wird's hier nicht besser sein.“ Wie sie in diesen Gedanken begriffen war, so schlich die Magd auf den Zehen durch das Zimmer. Dorchen gab Acht. Die Magd hat gewiß kein gutes Gewissen, dachte sie. Sie sah ihr nach und entdeckte, daß sie etwas heimlich unter der Schürze forttrug. Schnell eilte Dorchen ihr nach, daß sie von der Magd nicht bemerkt werden konnte.

Der Weg ging durch den Garten. Wie ein Pfeil war die Magd zu der Gartenthüre hinaus.

„Bst! bst!“ rief die Magd einem vorübergehenden Hühnerhändler zu, und sie verkaufte ihm die gestohlene Henne für drei Groschen.

Nun war Dorchens ihrer Sache gewiß. Die Magd stellte sich, als wenn sie das reinste Gewissen von der Welt hätte, war so freundlich, so willig, um die kleine Aufseherin recht sicher zu machen.

Die Ältern kamen zurück. Dorchens mußte Rechenschaft ablegen; die Ältern waren über ihr gutes Betragen vergnügt. Sie erzählte den ganzen Hergang mit der Magd, und die Mutter war nun noch zufriedener mit der Tochter. Die Magd kam aus dem Dienste. Das konnte nicht anders sein; denn wer wird gerne Diebe in seinem Hause haben? Die Magd war darüber betrübt; denn nicht alle Herrschaften sind so gut wie Dorchens Ältern.

Seht ihr's nun ein, Kinder, daß Dorchens zur rechten Zeit zu reden und zur rechten Zeit zu schweigen wußte?

---

#### 14. Vom Nutzen der Obrigkeit.

In einem Dorfe wohnten vier ordentliche, oder solche, die Ordnung und Recht liebten, und zwölf unordentliche Wirthe, das heißt solche, die sich nach nichts,

als nach ihrem eigenen Willen richten wollten, und zum allgemeinen Besten nichts beitragen mochten. An dem Felde dieses Dorfes floss ein kleiner Fluss, der bei großem Wasser oft die Dämme durchbrach, und durch Ueberschwemmung Aecker und Wiesen beschädigte. Die vier ordentlichen Wirthe dämmten, und thaten ihr mögliches; aber es war für sie zu viel Arbeit. Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht helfen, und aus Eigensinn lieber Schaden leiden, als den andern behilflich sein. In ihrem Dorfe war es so morastig und tief, daß im Winter ihr Vieh stecken blieb, und keiner ohne Mühe und Schaden den Dünger vom Hofe bringen konnte. Die vier ordentlichen Wirthe sagten oft: „Laßt uns alle helfen, und das Dorf mit Feldsteinen pflastern.“ Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht, sondern nahmen allerlei Dinge vor, und der Ackerbau war ihre geringste Sorge. Es war viel entlegener schlechter Grund bei dem Dorfe, und das Dorf hatte wenig Holz; denn es war von jeher schlecht damit hausgehalten worden. „Laßt uns Schonungen machen“ — sprachen die ordentlichen — „und Holzsaamen darein säen, das Vieh hüten, daß es das junge Holz nicht abfrisst, bis es groß wird, so haben doch wenigstens unsere Kinder Holz zu erwarten.“ — „Das wäre uns eben recht“ — sprachen die unordentlichen — „jezt jagen wir unsere Pferde aus dem Dorfe, und lassen sie laufen, wohin sie wollen; alsdann

müßten wir dieses ja unterlassen.“ Kurz, sie hielten in allem Guten das Widerspiel. Endlich bekam dieses Dorf eine ordentliche Obrigkeit. Da ward es anders. Die Rechtschaffenen wurden gelobt und beschützt; die andern mußten sich Ordnung und Recht gefallen lassen, und die Widerspänstigen wurden gestraft.

Gott regiert die Menschen durch Obrigkeiten. Die Obrigkeit ist von Gott angeordnet. Sie straft die Bösen und ist der Frommen Schutz und Beistand.

Jedermann sei also willig unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Röm. 13, 1. 2c.



## II. Lerne und arbeite.

---

### 15. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber beim Könige verklagt, daß er die Schätze des Reiches veruntreue und die gestohlenen Gelder und Kostbarkeiten in einem verborgenen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre. Der König begab sich in den Palast des Schatzmeisters, ließ sich die eiserne Thüre zeigen und befahl, sie zu öffnen. Aber wie erstaunte er, als er in das Gewölbe trat! Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte, nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederholte die Lieder,

die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf die heimatlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe.“

Der König ward über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben.

Ein ruhiges Herz, nicht Gold und Pracht  
ist's, was uns Menschen glücklich macht.

---

## 16. Die beiden Brüder.

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Muth, etwas zu erwerben, weil es ihm das Geld nicht zu den Fenstern herein regnete. Er sagte immer: Wo nichts ist, kommt nichts hin. Und so ging es auch bei ihm. Er blieb sein Lebenlang der arme Bruder Wo nichts ist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einer kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größeren Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft seiner Ältern zu Theil geworden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigene Ersparnisse, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und lang-

sam; aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann noch werden,“ gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein wohlhabender Mann, und ernährt jetzt die Kinder seines armen Bruders.

Arbeit, Sparsamkeit und Gottes Segen  
kann zu Groschen Gulden legen.

### 17. Nächstenliebe.

Eine arme Dienstmagd wurde krank und bekam das Nervenfieber. Die Tochter der Herrschaft, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, bat ihre Ältern, die Kranke doch nicht aus dem Hause zu schicken, und erbot sich, nicht nur für die Magd zu arbeiten, sondern sie auch in der Krankheit zu pflegen. Die Ältern gewährten die Bitte gern, und die fromme Tochter erfüllte ihr Versprechen mit großer Freude; sie pflegte die Kranke sorgfältig, wachte bei ihr und betete ihr vor aus einem Buche. Die Magd wurde wieder gesund, aber die Tochter bekam dieselbe Krankheit und starb in neun Tagen, wie wenn Gott ihr hätte belohnen wollen durch den schönsten Tod, den Tod für andere.

Willst du Gott dem Herrn gefallen,  
zeige Liebe, Mitleid Allen.

Was man thut den Armen,  
erwirbt uns einst Erbarmen.

## 18. Die Bürde.

Einen steilen Waldweg hinauf trug keuchend ein armer alter Mann ein schweres Gepäck. Gott! ach Gott ist denn weit und breit keine mitleidige Seele, die mir meine Last tragen hilft! — Hier ist sie! rief eine ihm unbekannte freundliche Stimme. Betroffen sah der Alte sich um, und erblickte einen schönen, blondlockigen Jüngling, dessen freundliches Aussehen ihm sogleich Vertrauen einflößte. „O freundlicher junger Mann,“ sagte der Alte, „du kommst mir wie ein Engel Gottes vom Himmel. Meinen armen Enkelchen, die ich ernähren muß, weil Vater und Mutter todt sind, ein Stückchen Brot zu verdienen, habe ich dieses Gepäck in die nächste Stadt zu tragen übernommen, das, wie ich zu spät merke, meine Kräfte übersteigt. Dürfte ich dich bitten, einen Theil davon auf deine jungen kräftigen Schultern zu übernehmen?“ „Vor allem laß uns ausruhen, lieber Alter!“ versetzte der Jüngling, „und dann noch einmal versuchen, was deine eigenen Schultern vermögen.“ Und hiermit hob er die Bürde von dem Rücken des Alten nieder, und zog ein Stück nahrhaften Brotes nebst einer Flasche stärkenden Getränkes hervor. „Iss nun und trink, Väterchen!“ sprach er und reichte ihm beides hin. Mit zitternder Begierde griff der Alte darnach, und verzehrte es mit Heißhunger, während der Jüngling sich mit ihm in heiteren Gesprächen unterhielt. — „Auf

nun, daß wir die Stadt erreichen, ehe die Sonne sich neigt!" sprach endlich der Jüngling und erhob sich zuerst von dem moosigen Sitze.

Wehmüthig blickte der Greis auf seine Bürde und bittend in die blauen Augen seines Begleiters. Er glaubte in diesen die Gewährung seines Wunsches zu lesen, als der Jüngling auch wirklich nach der Last griff, aber leider! nicht um sie zu theilen, oder sie selbst zu tragen, sondern um sie wieder auf die Schultern des Alten zu legen. Erschrocken sah dies der Greis, aber zu seiner Verwunderung fand er sich von dem Genossen so gestärkt, daß er die Bürde kaum die Hälfte so schwer fand. Der gute Alte hatte vergessen zu ruhen und sich zu laben mit Speise und Trank, deshalb wurde er matt und die Bürde war ihm zu schwer. Als nun beide am Ende des Waldes sich trennen wollten, sagte der Alte: „Du hast, edelmüthiger Jüngling! mir besser geholfen, als ich gewünscht hatte; du solltest meine Last mir abnehmen und gabst mir statt dessen Kraft, sie selber zu tragen; aber nun sage mir auch, ehe wir scheiden: wer bist du freundliche, liebe Seele?“ — „Ein Nachahmer der göttlichen Vorsehung,“ versetzte der Jüngling; „sie nimmt nicht immer die Last von dem Menschen, aber sie reicht dem vertrauenden Väter das Brod der Stärkung und den Becher des Trostes, und hilft ihm so sammt seiner Bürde zum Ziele.“ — „Der Mensch soll

in seinen Leiden nicht vergessen, Gott um Beistand zu bitten, damit er ihn stärke, daß er das Leiden ferner tragen könne.“

Bei diesen Worten verklärte sich das Antlitz des Jünglings, und ohne seinen Namen zu nennen, entzog er sich durch einen langen Buschweg den Augen des Alten. Dieser aber faltete seine Hände zu Gott, und in seinen aufwärts gerichteten Augen glänzten Thränen des Dankes. Ihm fehlten Anfangs Worte für seine Gefühle, aber bald lösten sie sich auf in den frommen Gesang:

Gott sah von aller Ewigkeit  
wie viel mir nützen würde,  
bestimmte meine Lebenszeit,  
mein Glück und meine Bürde.  
Was jagt mein Herz!  
Ist auch ein Schmerz,  
der zu des Glaubens Ehre  
nicht zu besiegen wäre!

---

### 19. Des Königs Münster.

Es war einmal ein König, der erbaute ein prachtvolles Münster zur Ehre und zum Lobe Gottes, und durfte niemand bei schwerer Strafe zu diesem Bau einen Heller beisteuern, nach des Königs ausdrücklichem Gebot, sondern er wollte es ganz aus seinem eigenen Schatz erbauen. Und so geschah es auch, und das Münster war vollendet, schön und würdig mit aller Pracht und Zier.

Und da ließ der König eine große marmorne Tafel zu-  
richten, in diese ließ er mit goldenen Buchstaben eine  
Schrift graben, daß er, der König, allein den Dom  
erbaut habe, und niemand habe dazu beigesteuert. Aber  
als die Tafel einen Tag und eine Nacht aufgerichtet  
war, so war in der Nacht die Schrift verändert, und  
statt des Königs Name stand ein anderer Name darauf,  
und zwar der Name einer armen Frau, so, daß es  
nun lautete, als habe sie das ganze prächtige Münster  
erbaut. Das verdroß den König mächtig; er ließ den  
Namen austilgen, und den seinigen wieder einschreiben.  
Aber am anderen Morgen stand wieder der Name jener  
armen Frau auf der Tafel, und jedermann las, daß  
sie des Münsters Stifterin sei. Und zum dritten Male  
ward des Königs Name auf die Tafel geschrieben, und  
zum dritten Male 'verschwand er, und jener kam zum  
Vorschein. Da merkte der König, daß hier Gottes  
Finger schreibe, demüthigte sich und ließ nach der Frau  
forschen und sie vor seinen Thron bringen. Voll Angst  
trat sie vor den König, der sprach zu ihr: „Frau, es  
begeben sich wunderbare Dinge, sage mir die Wahrheit!  
hast du mein Gebot nicht vernommen, daß Niemand  
zu dem Münster geben solle? Oder hast du doch ge-  
geben?“

Da fiel das Weib dem König zu Füßen und  
sprach: „Gnade, mein Herr und König! Ich will alles  
auf deine Gnade bekennen. Ich bin ein ganz armes

Weib; ich muß mich kümmerlich mit Spinnen ernähren, daß mich der Hunger nicht tödtet, und da hatte ich doch ein Hellerlein erübriget, das mocht' ich gar zu gern darbringen zu deinem Tempelbau und Gott zu Ehren; aber ich fürchtete, o Herr, deine harte Drohung, und da kaufte ich um das Hellerlein ein Bündel Heu, das streute ich auf die Straße den Ochsen hin, welche die Steine zu deinem Münster zogen, und sie fraßen es. So that ich nach meinen Willen ohne dein Gebot zu verletzen.

Da ward der König mächtig bewegt von der Rede dieser Frau, und sah, wie Gott der Herr ihren reinen Sinn gewürdigt, und ihn als höheres Opfer angenommen, denn des Königs reichen Schatz. Und der König begabte die arme Frau reichlich, und nahm sich die Strafe seiner Eitelkeit wohl zu Herzen.

Nicht was man thut, warum man's thut,  
erwirbt uns einst des Himmels Gut.

## 20. Das Kameel und die Wüste.

In Afrika und Asien lebt ein Schaf, das ist so stark, daß man darauf reiten kann, und so groß, daß man beim Aufsteigen statt der Steigbügel eine kleine Leiter anlegen müßte, wenn es nicht so dienstfertig wäre, und auf ein gegebenes Zeichen niederkniete. Dieses Schaf heißt Kameel. Es hat aber keine Wolle auf

seinem Leibe, sondern Haare. Zwischen die beiden Höcker, die es auf dem Rücken hat, kann ein Polster für den Reiter gelegt werden; sie ragen dann wie zwei große Sattelknöpfe vor ihm und hinter ihm in die Höhe. Diese Höcker sind behaarte Fettklumpen, und nicht blos Sattelknöpfe für den Reiter, sondern vielmehr noch zwei Vorrathskammern für die weiten Reisen des Kameels, die gar oft durch Gegenden gehen, welche dem Thiere wenig Nahrung geben können. Wird da das Futter knapp, so helfen die beiden Futtersäcke mit ihrem Futter aus; sie verlieren nach und nach Vorrath und schrumpfen zusammen, füllen sich aber wieder, wenn die Mahlzeiten reichlicher werden. Das Kameel hat aber außer den Futtersäcken auf dem Rücken, auch noch häutige Wasserbehälter in seinem Magen, damit es auch Wasservorrath für die Zeit der Noth aufbewahren kann. Da die heiße, wasserarme Wüste seine Heimat ist, so muß es oft tagelang laufen, ehe es eine Quelle antrifft. Während dieser Zeit fließt ihm aus den kleinen, häutigen Wasserflaschen seines Magens das nöthige Wasser zur Verdauung der Speisen zu, und geht dem Wüstenreisenden sein eigener mitgenommener Wasservorrath aus, so sieht er sich wohl genöthigt, eines seiner Kameele zu schlachten, den Magen desselben herauszunehmen, und aus den darin enthaltenen Wasserflaschen den brennenden Durst zu löschen. So ersetzt dies Thier den fehlenden Quell einer wasserarmen Ge-

gend, und die Wüste hat in ihren wandernden Kameelen eben so viel lebendige Quellen. Die Füße des Kameels sind unten mit einem häutigen, dicken Rissen versehen, mit welchen es den brennenden Sand- und Kiesboden der Wüste ohne Nachtheil für die Füße durchwandern kann. Wären diese mit hornigen Hufen, wie bei den Pferden besetzt, so würden sie auf den langen Reisen Risse bekommen, und am Weiterreisen hinderlich sein. An dem Schenkelgelenke der Füße sitzen harte Knorren, welche den Körper stützen müssen, wenn er niederkniet. Knieend empfängt das Thier seine Lasten, knieend läßt es sich dieselben wieder abnehmen; ja knieend schläft und ruht es von den Anstrengungen des Tages aus, und legt dabei den Hals auf den Boden seines sandigen Nachtquartiers vor sich hin. Da sein Kopf auf einem langen Halse sitzt, so ist es ihm möglich, im Vorbeigehen ein saftiges Blatt von einem Wüstenstrauche abzureißen, oder einen niedern Grashalm zu erreichen, ohne sich im Weitergehen aufzuhalten. Disteln und stachelige Kräuter verspeist es mit demselben Appetit, wie das weichste Futter. Da sowohl sein Gaumen als seine Zunge mit einer harten, lederartigen Haut überzogen sind, so kann es jene Stachelgewächse verzehren, ohne sich zu verwunden. Sein Kopf verräth am meisten, daß es dem Geschlechte der Schafe angehört. Die Oberlippe ist gespalten, die Nase platt, und auch die Zähne im Maul sind wie die Zähne der Schafe gebaut. Au-

genehmes hat aber seine Gestalt gar nicht. Der kleine Kopf auf dem langen, dabei gebogenem Halse, die Buckel auf dem Rücken, das einfarbige Haar seines Leibes, das nicht selten an manchen Stellen abgeschabt ist, der schwankende Gang seiner langen Füße, die es beim Gehen gleichzeitig aufhebt, und auf der andern Seite gleichzeitig niederläßt, machen es vielmehr zu einem häßlichen Thiere, und es fällt dies um so mehr auf, da das Thier in einer Zone lebt, die in den bunten Fellen der Tiger und Leoparden, in dem metallglänzendem Gefieder der Papageien und Kolibri, in den goldigen Schuppen der Fische und Schlangen, in dem hellstrahlenden Lichte der Edelsteine und Edelerze, in den bunten Kleidern der Schmetterlinge Ueberfluß an Prächtigen hat.

Kann nun gleich das Kameel nicht durch Pracht glänzen, so vereinigt es dagegen des Nützlichen desto mehr in sich. Ohne dieses Thier können die durch Wüsten getrennten Völker eben so wenig zu einander, wie die durch Wasser getrennten ohne Schiffe. In einer Hitze und Dürre, wo Pferde und Ochsen verschmachten würden, setzt es sich beim Aufgang der Sonne in Bewegung, und kann, ohne zu fressen oder zu saufen, bis zu ihrem Untergange wandern. Die rauhesten Gebirgswege steigt es mit Leichtigkeit und Sicherheit auf und ab, und ist am Abend noch eben so frisch auf den Beinen, als am Morgen. Aus seinem Haar wird ein Filztuch für

Zelte und Mäntel bereitet, das so dicht ist, dass der Regen kaum hindurch dringen kann. Seine Haut liefert Leder für Schuhe. Seine Milch wird zu Butter und Käse verarbeitet und sein Fleisch ist wohlschmeckend.

Mit allen diesen nützlichen Eigenschaften vereinigt es noch eine große Geduld und einen pünktlichen Gehorsam. Man braucht ihm weder ein Gebiß in's Maul zu legen, noch die Sporen in die Seite einzusetzen. Es lässt sich durch wenige Laute seines Führers regieren, die verschieden sind, je nach dem es anhalten, fortgehen oder niederknien soll. Ohne sich durch etwas stören zu lassen, geht es stumm und kaltblütig seine Straße weiter. Nur beim Auf- und Abladen lässt es ein klägliches, Erbarmen erregendes Schreien hören, das wie ein dumpfes Blöcken der Schafe klingt.

Mit diesem Thiere nun bereist man diejenigen Meere der Erde, welche statt des Wassers Sand haben, und Wüsten heißen. Man nennt daher auch das Kameel das Schiff der Wüste. Das größte dieser Sandmeere liegt im nördlichen Afrika, und erstreckt sich nach einer kleinen Unterbrechung des fruchtbaren Nildelta's über die Landenge von Suez hinweg nach Asien hinein. Wie jedes Meer, so hat auch dieses Sandmeer seine Hafenstädte. Die größte derselben ist Kairo, das im Gebiet des Nildeltas zwischen zwei ungangbaren Wüsten liegt. Jährlich laufen tausende der Wüstenfahrer (Kameele)

hier aus und ein, theils Waaren bringend, theils Waaren ausführend, nach Osten wie nach Westen.

Ehe ein solches Schiff ausläuft, muß es wie ein Schiff, das die salzigen, untrinkbaren Meeresswellen befährt, mit Fässern und Schläuchen voll Wasser beladen werden. Denn wie der Ocean nur auf seinen Inseln trinkbares Wasser herbergt, so läßt auch das Sandmeer den Quell nur auf seinen Dasen sprudeln, die grünen Inseln gleich, aus dem rings sie umgebenden Sandmeere hervorragen; und wie der Seemann nicht verfehlt, das verbrauchte Wasser auf den Inseln des Oceans durch frisches zu ersetzen, so hält auch der Führer des Wüsten Schiffes bei den Dasen an, und füllt daselbst seine Wasserbehälter für die Weiterreise von neuem und trinkt seine Kameele.

Der Ocean hat auf seiner Wasserfläche weder Getraidefelder noch Wiesen, weder Obstbäume noch Gasthäuser; ebenso unbebaut und unbewohnt ist auch die Wüste an vielen Stellen ihrer Sandflächen. Daher beladet der Wüstenreisende seine Kameele, wie der Seemann sein Schiff noch mit Lebensmitteln, z. B. mit Reis, getrockneten Datteln, Zwiebeln, Hühnern, Salz, Essig, Kaffee, Zucker; auch mit Töpfen, blechernen Tellern und Böfeln; mit Zeltstangen, Zeltdecken und Matratzen, mit Kohlen zum Feuermachen und dergleichen Dingen mehr. So mit Kisten und Körben von geflochtenen Palmzweigen behängt, die für die verschiedenen Sachen in

verschiedene Fächer eingetheilt sind, steuern die Kameele in langen Reihen in die Wüste hinein, und je weiter sie in dieselbe eindringen, je unwirtlicher wird sie. Jeden Abend wird beim Untergang der Sonne angehalten. Einer der Reisenden ladet dann die Kameele ab, ein anderer schlägt die Zelte auf, ein dritter breitet die Strohmatte und Matratzen darunter aus, und ein vierter macht Feuer an, um eine Mahlzeit zu bereiten. Der Tisch ist hier die Erde, worauf eine Decke gelegt wird, um welche sich die Tischgesellschaft lagert. Die Kameele fressen Bohnen oder Gerste. Zum Nachtmahl suchen sie einen einsamen Wüstenstrauch auf, der aber nicht in der Fülle von Blättern prangt, sondern wie ein Bettler dasteht, und weder einen Vogel beherbergt, noch seine Wurzeln gegen die brennenden Sonnenstrahlen schützen kann. Haben sich Menschen und Thiere gesättigt, so begeben sie sich zur Ruhe. In Decken eingehüllt, lagern die Kameelführer neben ihren Thieren, die Waffen zur Seite, um sich sogleich bei einem Angriffe vertheidigen zu können; denn in der Wüste wird wie auf dem Meere Räuberei getrieben; weshalb auch das Wüstenschiff mit Waffen beladen wird.

Wie der Steuermann stets aufmerksamem Auges sein muß, damit er in der gränzenlosen Wasserebene, die von keiner Straße durchzogen wird, den Weg nicht verliere, so muß auch der Kameelführer in dem Meere ohne Wasser stets auf seine ebenfalls weglose Fahrt

Acht haben, damit er nicht in die unwirthbaren Gegenden der Wüste verschlagen werde. Hat er die Richtung des Weges einmal verloren, so kann er oft Tage lang im Kreise umherirren, ohne vorwärts zu kommen, da jeder Lusthauch, die den Sandwellen eingedrückten Spuren seines Wüstenschiffes, alsbald wieder verwehet. Geht noch obendrein der Wasservorrath aus und die Nahrung zu Ende, fällt ein Kameel nach dem andern todt darnieder, dann tritt die Wüste mit all' ihren Schrecknissen hervor. Bei Nacht scheuchen fieberhafte Träume jeglichen Schlaf aus dem Zeltdache des Verirrten, und bei Tag fallen die brennenden Sonnenstralen, tödtlichen Geschossen gleich, auf seinen ermatteten Leib. Der weiße Wüstenand wird ihm zu einem unendlichen Leichentuche, und die schwarzen Felswände stehen ihm gleich Tod verkündenden Leichensteinen da. Das grässliche Geheul der Hyäne vermehrt seine Angst, und wohin er auch sieht, und was er auch hört, überall kündigt der Tod sich an. Wohl ihm, wenn er endlich noch eine Oase auffindet! Kühler Schatten erquickt hier den zum Tode matten Leib, frisches Nass labt die Zunge des gedörrten Mundes, und stärkende Speise vom Palmbaume belebt den Muth zur Weiterreise wieder. So ist die Oase schon manchem Reisenden, der wie ein Schiffbrüchiger strandete, ein rettendes Eiland geworden.

Die größte Gefahr aber bringen in der Wüste wie auf dem Meere, die Stürme. Thürmt sich an dem

eben noch heitern Himmel plötzlich ein röthlich graues Gebirge von Wolken auf, verliert die Sonne ihren Schein und hängt als matte, trübe Scheibe in einem Unheil verkündenden Sandnebel, dann ist ein Sturm im Anzuge. Die Dunkelheit wächst mit einer furchtbaren Schnelligkeit, und bald kann man nicht mehr zwanzig Schritte weit sehen. Der Sand der Wüste wird lebendig, und bewegt sich in Wellen wie das Wasser des Meeres, wobei die feinsten Sandkörner dem schäumenden Wasser gleich in die Höhe gehoben werden, im Sturm die Luft durchfliegen, und auf Menschen und Thiere mit einer Hitze darniederfallen, als wären sie in einem Glutofen erwärmt worden. Augen, Ohren und Mund werden mit Sand angefüllt. Da hilft kein schützendes Kleid, er dringt hindurch bis auf die Haut; da helfen keine noch so dicht schließenden Kisten und Schläuche, er dringt durch Jugen und Poren hinein, versandet und verdirbt alles wie die salzigen Wellen des Meeres, wenn der Sturm sie in die Schiffsräume wirft. Wohl schließen jetzt die Kameele ihre Nasenlöcher, halten auch anfangs noch geordneten Schritt, aber gar bald können sie nicht mehr aus den Augen sehen. Kann man nicht bei guter Zeit hinter einem Felsen oder in einem ausgetrockneten Kinnale eine Zufluchtsstätte auffinden, so werden die Thiere, wie die Schiffe auf dem stürmischen Meere, in dem Wüstensande hin und her geworfen, bis sie darin zu-

sammensinken. Mit Grausen sieht dann nach Jahren ein Reisender in den gebleichten Knochen die Schiffstrümmer der Wüste liegen, und mit Schrecken hört er nun hoch über seinem Haupte das Getreische der Geier, die in weiten Kreisen ihn und seine Kameele umschwärmen, und mit hungrigen Magen lauern, ob nicht auch ihn gleiches Schicksal treffe.

Auch ohne Stürme und Verirrungen bietet eine Wüstenreise wenig Angenehmes, und steht darin einer Reise auf den in allen Punkten belebten Wellen des Meeres bei weitem nach. Da die Kameele ihres breiten Gepäcks wegen nicht neben einander hergehen können, so ist jeder Reisende den Tag über von seiner Reisegefellschaft getrennt. Den eigenen Gedanken überlassen, reitet er auf dem hohen Sitze bald in einer endlosen Ebene, wo er tagelang nur Himmel und Sand sieht; bald an hegen, sandigen Höhen vorüber, die aus der Ferne wie Schneegebirge erscheinen; bald in thalartigen, in einander verschlungenen Vertiefungen, die ohne Wasser und Busch wiederum nur den einfarbigen Wüstenand zeigen. Ja, zur Mittagszeit verliert er auch noch den wandernden Schatten der langen Kameelreihe. Kein Säuseln der Blätter dringt zu seinem Ohre hinab, kein Gezirp der Grasmücke zu ihm hinauf, kein Gesang der Vögel erfreut sein Herz. Schnell entschwindet der hochbeinige Strauß dem Auge, ernst und stumm wie das Kameel. Vom Sturme verschlagen sitzen

auch die andern Vögel gesanglos da, obschon ihr Leib in schönsten Gefieder erglänzt. Nur Hyänen, Tiger und Löwen lassen sich hören, doch bei ihrem Gebrüll schaudert's dem Reisenden, und er schrickt mit seinem Kameele zusammen. An solchen Stellen ist die Wüste ein Bild des Todes, und der Mensch ist froh, hat er ihr Ende erreicht.

Jedoch hat sie nicht überall und zu allen Zeiten ein so schreckhaftes Aussehen. Nach der Regenszeit fließt in den ausgetrockneten Rinnalen das Wasser wieder, und mancher Platz, der in der dürren Sommerzeit nur heißen Sand bot, kleidet sich im Frühjahr auf einige Wochen in frisches Grün mit gewürzreichen Blumen von brennenden Farben, umschwärmt von glänzenden Käfern und bunten Schmetterlingen. Auch sind die bewohnbaren Stellen der Wüste nicht menschenleer, sondern von Beduinen in Besitz genommen, deren Reichthum in Kameel-, Ziegen- und Schafsheerden besteht, mit welchen sie von Weideplatz zu Weideplatz wandern. Unter Zelten in der unabsehbaren Wüste lebend, fliehen diese Menschen die Städte und Dörfer, ja sie bekommen in diesen das Heimweh nach dem unabhängigen, freien Leben ihrer geliebten Wüste, und kehren singend in dieselbe zurück, sobald sie können. Aber der Reisende muß beständig auf seiner Hut gegen sie sein; denn der räuberische Sinn dieser Wüstenöhne hält es für keine Sünde, den Wanderer zu berauben, wenn er ihn außerhalb seines Zeltes trifft.

Während so der rohe Beduine die Schrecken der Wüste noch mehrt, denkt der sinnreiche Europäer nach, dieselben aufzuheben, und den Segen seiner Erfindungen auch in diese Gegenden zu verpflanzen, damit auch dort der Mensch frei werde von dem Joche, das die Natur ihm auferlegt hat. Gelingt es, die Wüste auf Eisenbahnen zu durchfliegen, so wird die Kraft des Dampfes vieles Ungemach abschütteln, vor welchem das Wüsten-schiff nicht schützen kann. Das Kameel wird dann zwar nicht mehr das einzige Transportmittel sein, aber es wird dieses Thier, das so ganz für die Wüste gebaut ist, aus derselben eben so wenig verdrängt werden können, als man sein in den heißen, engen Straßen der Städte im Morgenlande entbehren kann, wo es als Lastenträger die Reihe der Tagesgeschäfte eröffnet, und von Haus zu Haus Wasser und Del, Milch, Holz und dergleichen Dinge trägt. Die Briefftasche auf seinem Rücken, bringt es den durch die Wüste getrennten Freunden Kunde, und trägt, als die einzige Wüstenpost, von Nazion zu Nazion die Befehle der Herrscher. In den Kriegen wird es zum Schlachtross; von seinem Rücken fliegen dann tödtliche Pfeile in die feindlichen Reihen. So ist dieses genügsame Thier Schaf, Kuh, Streitross, Lastenträger, Briefpost und Schiff.

---

## 21. Das Rennthier.

Das Rennthier ist eine Hirschart. Der eigentliche Hirsch ist überall zu Hause, wo die Kälte nicht zu gross ist; dem Rennthier dagegen behagt es gerade da, wo fast kein anderes Landthier mehr lebt, wo nur wenige Pflanzen wachsen, und 8—10 Monate lang die Erde mit hohem Schnee bedeckt ist. In diesen Gegenden wohnen fast nur Menschen und Rennthiere. So wie der Araber in seiner Sandwüste nicht ohne das Kameel bestehen könnte, so würde in jenen Eisflächen niemand ohne das Rennthier leben können, das bis an den Nordpol hin zu gehen scheint; denn wenigstens so weit die kühnen Reisenden: Ross, Parry u. a. dahin kamen, fanden sie auch Rennthiere und ihre Feinde, den weissen Bären und den Wolf.

Das Rennthier ist dem Hirsch zwar ähnlich, aber gar nicht schön. Sein Kopf hat mehr Kuh- und Ochsenartiges, der schlanke Hals fehlt gänzlich, und der ganze Körper sieht gar nicht aus, als ob das Thier zum Laufen, zum Rennen geeignet sei. Aber der Schein trügt; kein Thier läuft schneller und hält länger aus, als dieses. Und wie ist es gegen die Kälte geschützt! Die Haut ist sehr dicht mit Haaren bedeckt, die stark

mit Wolle durchwachsen sind. Unter dem Halse hat es eine lange Mähne. Die Schalen des gespalteten Hufes sind breit, damit es nicht in den Schnee versinke, sondern darüber weggleiten könne. Das Geweih ist schwerer als das des Hirsches, und erweitert sich mit dem Alter nach oben in breite, ausgezackte Schaufeln.

In den Gegenden, wo das Rennthier sich aufhält, kommt keines unserer Haustiere fort; der Hund allein macht eine Ausnahme. Der Mensch zähmt darum diese Hirschart, und so gibt es dort zahme, aber auch wilde Rennthiere. Die letzteren gehen, wie schon gesagt, so weit nach Norden hin, als nur ein Mensch je vermocht hat. Indessen der Eskimeau, der Grönländer begnügt sich damit, sie zu jagen, ohne sie an seine Schneehütte zu gewöhnen, weil er sich mehr an's Fleisch der Seehunde und Fische hält, die ihm zugleich alle andern Bedürfnisse geben. Weiter nach Süden hin sind dagegen bei den Tungusen in Asien, bei den Lappen in Europa, diese Thiere in Heerden von vielen Hunderten zu finden. Ihre Eigenthümer ziehen mit ihnen weit und breit herum. So lange es Sommer ist, muss man die höhern Berge aufsuchen, damit sie eine kühle Luft haben; denn einige Wochen lang ist es in jenen Gegenden oft sehr

heiss, und das Rennthier befindet sich doch nur wohl, wo es recht kalt ist und Schnee gibt. Da liegt der Lappe, der Tunguse, der Koräke, und wie die Leute da draussen im kalten Lande heissen, still in seiner Hütte von Baumstangen, die mit Rennthierhäuten gefüttert und auf dem Boden damit belegt ist, die Heerde aber weidet nahe und ferne herum; er hat nicht nöthig, für sie, wie unser Landmann für die Pferde und Rinder und Schafe, Futter zu sammeln. Im Sommer frisst das Rennthier alle Gewächse seiner Gegenden; im Winter findet es unter dem Schnee ein Moos, von welchem es lebt.

Der Reisende dort hat es gut; wenn er an Ort und Stelle ist, spannt er sein Rennthier aus und lässt es selbst sein Futter ausspähen. Vom Saufen weiss es nichts; es leckt nur ein wenig Schnee. Das Futter aber liegt überall unter diesem, und so wird Hunger und Durst zugleich gestillt. Wie herrlich ist hier, in der öden Natur, für den Menschen und das Thier gesorgt! Das Moos deckt den dürren Stein und die gefrorne Erde, und ist dem Rennthier alles; das letztere ist wieder dem Menschen alles; denn seine Milch, sein Fleisch nährt diesen, das Fell kleidet ihn. Der Reichthum des Menschen besteht dort in der grösseren oder kleineren Zahl von diesen

Thieren, die ihm den Schlitten ziehen und auch wohl zum Reiten dienen. Kein Theil des Thieres bleibt unbenutzt; die Gedärme werden zu Stricken gedreht, die Sehnen getrennt, um als Zwirn zu dienen; die Knochen geben mancherlei Geräthschaften. Hier sieht man, wie der Vater im Himmel für alle Gegenden der Erde gesorgt hat.

Versuche, diese Thiere in die südlicheren Gegenden Europa's zu verpflanzen, misslangen bis jetzt alle. Man brachte sie nach Dänemark, aber sie starben bald weg; in England geschah ein Gleiches. Noch war man kaum je im Stande, sie nur für kurze Zeit in einer Menagerie am Leben zu erhalten.

---

## 22. Die Schlangen.

Du wirst wohl, mein lieber junger Leser, erst sehr wenige Schlangen gesehen haben. Vielleicht eine Ringelnatter, die bei uns am gemeinsten? oder die hübsche braun glänzende Blindschleiche? oder vielleicht gar schon einmal eine giftige Kreuzotter? Nun, das wäre schon genug; denn außer diesen und der gemeinen Otter oder Natter würdest du schwerlich eine andere in Deutschland finden können. Gottlob! wirst du vielleicht sagen. Nun gut, ich gebe dir recht; aber dann kennst du auch die Schlangen so wenig, als wenn der

versichern wollte, er kenne die Vögel, welcher doch keinen, als das Huhn, die Gans, die Aute, den Kanarienvogel und den Spatz gesehen hat. Was sagst du dazu, daß man schon über 220 verschiedene Schlangengarten kennt, und daß man noch alle Jahre in fremden Ländern neue dazu entdeckt? Einige Arten davon sind so klein, daß du sie für Regenwürmer halten würdest; auf der Insel Cypern findet man eine Art, die wirklich auch so heißt, in großer Menge. Man sieht ihren schnellen Bewegungen und ihren munteren Sprüngen gern zu; denn sie ist ganz unschädlich, kaum 4 bis 6 Zoll lang, und so dick wie ein starker Bindfaden. Die kleinen Augen, so groß wie kleine Pünktchen, würdest du kaum bemerken, wenn sie dir nicht ein guter Freund zeigte.

Aber nun begleite mich einmal schnell in eine heißere Gegend der Erde, nach dem mittleren Amerika, und laß dir erzählen, was dort geschehen ist. — Achtzehn Spanier, die an einem Tage in der kühlen und feuchten Jahreszeit einen starken Marsch gemacht hatten, kamen am Abend in einen dichten Wald; ermüdet von den Strapazen des Tages, beschließen sie, daselbst zu übernachten. Das dürre Laub, das den Boden fußhoch bedeckt, soll ihnen zum Nachtlager dienen. Sie machen ein Feuer an, um die reißenden Thiere zu verscheuchen und ruhig schlafen zu können; ermüdet setzen sie sich auf einen umgeworfenen Baumstamm, der unter dem

abgefallenen Laube hervorragt und dicht am Feuer liegt. Kaum haben sie sich niedergesetzt und das Feuer geschürt, da wankt es unter ihnen; siehe! der vermeinte Baum ist eine Riesenschlange, die sich unter ihnen fortbewegt. Der fürchterlichste Schrecken ergreift die Gesellschaft, und alles flieht vor dem Unthiere mit entsetzlichem Geschrei. So groß ist die größte unter den Schlangen, daß man sie für einen Stamm halten kann, der wenigstens 30 bis 40 Fuß lang und anderthalb Fuß dick ist. Zwischen diesem Riesen und jenem Zwerge unter den Schlangen liegen nun alle andern Arten in der Mitte, doch so, daß nur wenige die Länge von 10 bis 12 Fuß erreichen, und nur die einzige Riesenschlange, wie etwa der Elefant unter den Land-, und der Wallfisch unter den Seethieren, die übermäßige Größe von 20 bis 30 Fuß zuweilen, obgleich sehr selten noch übertrifft.

Aber du wirst dich wundern, lieber Leser, daß die Schlange anfangs so geduldig sich zum Sessel brauchen ließ. Das ist nur durch die große Unbehilflichkeit zu erklären, womit die Schlangen daliegen, wenn sie viel gefressen haben; man kann sie dann leicht und ohne Gefahr todt schlagen. In einem solchen Zustande mag sich auch jene wohl befunden haben. Die Kinnladen aller Schlangen öffnen sich außerordentlich weit, daß sie mit Leichtigkeit weit dickere Thiere, als sie selbst sind, verschlingen können. Die Ringel-

natter, die kaum einen Zoll im Durchmesser hat, verschlingt Kröten und Frösche. Die Riesenschlange, welche durch ihre große Muskelkraft den Schafen, Ziegen, Gazellen, ja selbst den Ochsen die Knochen im Leibe zerknacken kann, indem sie dieselben umschlingt, schluckt die Thiere ganz hinunter, ohne sie zu kauen, obgleich ihre Zähne so groß sind, wie die eines ordentlichen Hühnerhundes. Keine Schlange zerkaut ihre Speise; die Zähne scheinen ihnen nur zum Festhalten ihrer Beute zu dienen.

Nicht alle Schlangen sind giftig; die giftigen aber stechen — das ist ausgemacht und gewiß — nicht mit der Zunge, wie viele Leute glauben, sondern sie sprützen ihr Gift durch zwei besondere Zähne aus. Diese sitzen vorn an der oberen Kienlade, sind hakenförmig gebogen, wie die Klauen der Katzen und können, wie diese, von der Schlange in eine Scheide zurückgezogen und wieder hervorgestoßen werden; sie sind hohl und haben an der Spitze eine Oeffnung, unten aber stehen sie mit einem Bläschen, in welchem das Gift bereitet wird, in Verbindung. Beißt nun die Schlange, so spritzt sie zugleich durch jene Oeffnung in den zwei Giftzähnen das Gift in die Wunde. Bei manchen Schlangen tödtet dieser Biß auf der Stelle, bei andern folgt der Tod erst einige Zeit nachher, bei noch andern bringt der Biß blos Geschwulst hervor, oder er tödtet nur unter besonderen Umständen.

### 23. Die Fische.

Auch das Wasser ist durch Gottes Güte mit lebendigen Wesen bevölkert; auch in Bächen, Flüssen und Seen, vor allem aber in dem Weltmeere, freuen sich zahllose Geschöpfe ihres Daseins. Freilich ist uns dieses Leben nicht so bekannt, wie das Leben der Landthiere; denn bis auf den Grund des Meeres schaut nicht leicht ein menschliches Auge, und auch die Tiefen der Flüsse verbergen manches, was nur selten an den Tag kommt. Doch können wir alle Tage das Spiel der jungen Fischlein sehen, welche noch nicht, wie die älteren, die Angeln und Netze der Menschen scheuen, und die Leute, welche an den Meeresküsten und in Schiffen und Rähnen ihr Leben zubringen, haben natürlich noch mehr Gelegenheit, Beobachtungen über das Leben der Wasserbewohner anzustellen.

Was hat man denn nun an den Fischen beobachtet? Dafs sie schwimmen, das heißt, sich im Wasser willkürlich bewegen, und zwar mit Hilfe der Flossen, die ihnen am Schweif und an den Seiten angewachsen sind. Wenn man einem schwimmenden Fische zusieht, so bemerkt man, wie er durch Stöße seines Schweifes wider das Wasser seinem Wege die beliebige Richtung gibt. Da er aber mit dem plattgedrückten Schweife nur seitwärts schlagen kann, so würde er nicht auf- und abwärts steigen können, wenn seinem Körper nicht noch eine innere Einrichtung gegeben wäre, wodurch er sich

zu heben und zu senken vermag. Er hat nämlich eine Schwimmblase, welche er mit Luft füllt, um leichter zu werden als das Wasser und in die Höhe zu steigen, oder von Luft entleert, wenn er sich senken will. Daher kommen viele der perlenähnlichen Luftblasen, welche man auf der Oberfläche des Wassers bisweilen aufsteigen und zerplazen sieht. Ueberhaupt bedürfen die Fische so gut Luft zum Leben, als andere Thiere, nur nicht so viel. Deshalb haben sie auch keine Lungen, sondern Kiemen, mittelst welchen sie die in dem Wasser befindliche Luft auffaugen. Werden aber die Kiemen trocken, so stirbt der Fisch. Nur wenige Fischarten, z. B. der Aal, können etwas länger in der Luft ausdauern, aber freilich auch nur im feuchten Grase. Da das Wasser der Bewegung seiner Bewohner keine besondern Hindernisse entgegensetzt, keine Berge, keine Steine, keine Bäume hat, so bedürfen die Fische keiner Hände und Füße, sie brauchen ja nicht zu klettern oder zu springen. Dennoch verstehen manche Fische auch das letztere. Sie legen sich nämlich auf die Seite, biegen ihren Körper ringförmig zusammen, daß die Schweifsflosse an das Maul kommt, und lassen ihn plötzlich wieder in seine natürliche Lage zurückschnellen. Auf diese Weise setzen die Forellen und die weit größeren Lachse über Mühlwehre, ja selbst über kleine Wasserfälle. Dies sind indessen Ausnahmen. Gewöhnlich durchschneiden sie das Wasser wie ein Rachen und fast noch

bequemer, wie ein Vogel die Luft. Denn der Körper der Fische ist dazu ganz vortrefflich eingerichtet. Ihr Kopf ist ja spitzig, wenigstens kegelförmig, der ganze Leib an den Seiten platt, und als Bedeckung dienen nicht Haare oder Federn, sondern glatte, schlüpfrige Schuppen, welche jedes Eindringen des Wassers in die Haut verhindern. Zum Ergreifen ihrer Nahrung haben sie nichts anderes als ihr Maul, welches zu diesem Zwecke mit sehr starken, oft knorpeligen Lippen, und im Innern meist mit spitzen Zähnen versehen ist. Diese Zähne dienen nicht zum Zermalmen, die Nahrung wird ungekaut hinabgeschluckt.

Es versteht sich fast von selbst, daß im Wasser, wo nur wenige Pflanzen wachsen, die Fische größtentheils auf den Raub lebendiger Geschöpfe angewiesen sind, mögen es nun Krebse, Muscheln, Würmer oder noch kleinere Thiere sein. Aber Raubfische heißen nur diejenigen, welche ihres Gleichen oder gar Thiere höherer Ordnung angreifen und verzehren. Und deren gibt es viele, weit mehr als die Bewohner des innern Landes, wo nur Bäche und kleine Flüsse vorkommen, denken. Ich will nicht von dem Haifische im Weltmeere reden, der sogar ein Pferd verschlingen kann, sondern nur von den Gattungen, welche auch an den deutschen Meeresküsten und in den deutschen Flüssen einheimisch sind.

Man betrachte nur einen Hecht mit seiner plattgedrückten Schnauze und mit den nadelspitzen Zähnen

feines Rachens. Man sieht ihm schon an, welch' ein Verfolger der kleineren, wehrlosen Fischen er sein mag. Allein seine Gefräßigkeit treibt ihn auch gegen die großen Arten. Er fällt Karpfen an, noch einmal so schwer als er selbst, und wie ein Wolf einen Wald, so kann ein starker Hecht einen Fischteich ganz leer machen. Denn er lebt lange genug, um eine Länge von 5 Fuß und ein Gewicht von vierzig Pfund zu erreichen. Uebrigens gelangen nur wenige zu dieser Größe; ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, und darum stellen die Fischer ihnen mit Angeln und Netzen nach.

Zu den Raubfischen gehören auch die Lachse oder Salme, die im Frühjahr aus dem Meere in das süße Wasser der Flüsse hinaufschwimmen, dann aber auch in großer Menge gefangen werden. Ihr Fleisch wird theuer bezahlt, weshalb die Fischer ihnen auf jede mögliche Weise nachstellen. Der Lachs im Kleinen ist eine bunte Forelle, welche in den hellen, kühlen Gebirgsbächen herumschwimmt, und von kundigen Leuten sogar mit den Händen gegriffen wird; ihre spitzen Zähne sind wol den Fischen gefährlich, aber nicht den Menschen. Sie hat ein sehr schmackhaftes Fleisch und wird für die Tafeln großer Herren gesucht.

In wasserarmen Gegenden, wo außer Gründlingen und Weißfischen nicht viel in den Bächen zu fangen ist, da ist freilich die Fischerei kein lohnendes Gewerbe, und selbst da, wo dann und wann ein Hecht oder ein

Barsch geangelt wird, kann Niemand von solchem Fange leben. Aber an großen Strömen und an dem Meere ist der Fischfang eine Nahrungsquelle für viele tausend Menschen. Wer berechnet nur die Summen, die durch den Fang der Häringe und Stockfische in Umlauf kommen? Wie viele Lachse, Hechte, Karpfen und andere Fische werden nicht alljährlich gefangen und verkauft? Viele hunderttausende von Menschen in den kalten Zonen, wo das Pflanzenreich wenig oder gar keine Nahrung darbietet, leben fast nur von Fischen und müßten ohne sie verhungern.

Seht, liebe Kinder, da die Allmacht und Weisheit Gottes. In allen Elementen und Ländern leben Millionen Thiere und freuen sich ihres Lebens. Jede Gattung ist anders eingerichtet, und für alle sorgt der Schöpfer. Aber auch alle loben den Herrn. — Lasset uns also Gott lieben, auf ihn, der die Thiere und alle Geschöpfe väterlich erhält, vertrauen, denn der die Vögel in der Luft, die Fische im Meere, den Wurm im Staube erhält, könnte der die Menschen verlassen?

Die Vögel der Luft, die Fische im Meere  
 sie rufen uns zu: Gebt Gott die Ehre,  
 Und danket dem Herrn, dem Schöpfer der Welt,  
 der alle Geschöpfe so liebevoll erhält.

## 24. Menge und weise Einrichtung der Thiere.

Gott wollte, daß zahllose Thiere leben und sich freuen sollten. Seht in die Luft! In jedem Orte gibt es im Frühling und Sommer viele Schwalben; jede Schwalbe fängt täglich für sich und für ihre Jungen viele Mücken. Wie groß muß nun die Zahl der Schwalben und der Mücken auf der ganzen Erde sein. Wenn sie alle beisammen an einem Orte wären, so würde der Tag verfinstert werden und man sähe nichts mehr vom Himmel. Und doch sind diese Millionen Schwalben und die tausendmal größere Zahl von Fliegen, die ihnen zur Nahrung dienen, nur ein ganz kleiner Theil von allem Lebendigen, das in der Luft lebt und fliegt. — Sehet auf die Erde! Es gibt unermeslich große Waldungen, die sich über weite Gebirge und Länder dahinstrecken. An einem jeden Baume aber leben wieder zahllose Thierchen, Raupen, Käfer und andere Insecten. Wie unsäglich groß muß aber erst ihre Zahl sein auf der ganzen Erde in den Millionen Waldungen, auf den millionenmal Millionen Bäumen! Oder grabet in die Erde, wo ihr wollt, so werdet ihr Würmer antreffen; wie groß muß die Zahl der Würmer erst sein, welche in dem Grund der ganzen, großen Erdoberfläche wohnen; und doch, was sind wieder alle diese Würmer im Boden gegen die zahllosen anderen Thiere, das Wild, die Hausthiere, die Heerden, die Schaaren von

Fledermäusen, das Heer von Heuschrecken, die Schlangen und all' die lebendigen Wesen, wovon es in heißen Ländern noch unendlich zahlreicher und mannigfaltiger wimmelt als bei uns! — Sehet auf das Wasser! Das Wasser des Meeres nimmt eine dreimal so große Fläche ein über der Erde als das trockene Land, und in dem Meere regt sich bis in die unermessliche Tiefe hinab ein noch viel reicheres, mannigfaltigeres Leben von wundersamen Thieren, als auf dem trockenen Lande oder in der Luft. Heringe allein z. B. gibt es so viele, daß in einem einzigen Jahre oft tausend Millionen gefangen werden. Wer möchte wol erst alle andern Fische und lebendigen Wesen zählen, die sonst noch im Wasser leben und sich bewegen!

Ihr seht also, daß Gott zahllose Thiere erschaffen habe. Er wollte aber auch, daß alle diese Wesen leben und sich freuen sollten. Nun merket, wie vollkommen er zu diesem Zwecke alles eingerichtet hat. Es soll z. B. die Kuh, oder das Pferd leben; wenn aber im Winter alles gefroren und zugeschnit ist, woher sollen diese Thiere ihr Futter nehmen? Nun gibt Gott der Kuh die Milch, und dem Pferde Kraft und Lenkbarkeit, so daß die Menschen um ihres eigenen Nutzens willen dafür besorgt sind, Futter auf den Winter zu sammeln, um Kuh und Pferd zu ernähren. Ebenso verhält es sich auch mit anderen Hausthieren. Zählet mir solche auf und gebet an, was ihnen Gott gleichsam

zur Aussteuer und Empfehlung gegeben hat, damit die Menschen sich ihrer annehmen. —

Sehet nun andere Thiere an! Die Katzen und die Eulen sind dazu bestimmt und es ist ihnen die Lust anerschaffen, Mäuse zu fangen, damit diese nicht überhand nehmen und schädlich werden. Wie hat nun Gott jene Thiere dazu ausgestattet? Er gab der Katze und der Eule Augen, die auch im Finstern sehen, da die Mäuse meistens Nachts aus ihren Löchern kommen. Er gab der Katze einen leisen Gang, der Eule einen leisen Flug. Aber die spitzigen Krallen, womit sie ihre Nahrung fassen müssen, wären bald stumpf und unbrauchbar, wenn diese Thiere darauf gehen müßten. Darum kann die Katze beim Gehen die Krallen einziehen in eigens dazu eingerichtete kleine Behältnisse; die Eule aber nicht, weil sie fliegt und die Füße zum Gehen nicht braucht. Oder sehet die Vögel überhaupt an, wie zeigt z. B. nur die Einrichtung und Gestalt ihrer Schnäbel und Füße so große Weisheit an! Der Storch soll im Sumpfe und hohen Niedgras seine Nahrung suchen: darum hat er einen langen Schnabel und lange Füße. Der Specht soll die Käfer unter den Rinden der Bäume verzehren, er muß somit an die Rinde klopfen, damit jene hervorkommen; dazu hat ihm Gott einen geraden Schnabel gegeben, damit er dieses mit größerer Stärke zu thun im Stande sei. Die Schwalben, welche im Fluge kleine Thierchen fangen,

haben einen ganz andern Schnabel als die Sperlinge, welche Fruchtkörner und ähnliche Nahrung suchen. Die Ente, welcher es am wohlsten im Wasser ist, hat einen ganz andern Fuß als das Huhn, welches die Erde aufscharrt, und Würmer oder Körnchen sucht. Viele Thiere finden im Winter keine Nahrung bei uns, und doch sollen sie auch leben; wie hat Gott nun dafür gesorgt? Manche, die leicht und lange fliegen können, empfinden im Spätjahre einen heftigen Trieb, fortzuziehen, und es treibt sie gerade in solche Weltgegenden, wo es warm ist, während es bei uns wintert. Andere die nicht fortziehen können, verbergen sich beim Herannahen des Winters und fallen in einen tiefen Schlaf, wo sie nichts empfinden und keine Nahrung zu sich nehmen, bis die warme Frühlingsluft sie wieder aufweckt. Andern, die nicht so eingerichtet sind, daß sie Monate lang schlafen können, ist der Trieb anerschaffen, im Herbst sich einen Vorrath von Nahrung zu sammeln, von welchem sie dann im Winter leben. Die Fische und die vielen andern Wasserthiere können größtentheils nicht in verdorbenem Wasser leben; das Wasser verdirbt aber alsbald, wenn es lang steht. Darum hat Gott alles Wasser außer dem Meere in Bewegung gesetzt; es fließt in Bächen und Flüssen dahin; aber auch das Meer wird bewegt in Ebbe und Flut, durch Sturmwinde und eigentliche Strömungen, und ist außerdem ganz salzig, so daß es nicht in Fäulnis gerathen kann.

Auch die unbedeutendsten Thierchen, selbst solche Wesen, die wir nur als Ungeziefer verachten und tödten, werden auf das Vollkommenste verpflegt und versorgt. Die Spinne z. B. lebt von Mücken, das ist die ihr beschiedene Nahrung; aber sie hat keine Flügel, um der Mücke nachzufliegen, wie soll sie nun ihre Nahrung finden? Sehet die Weisheit Gottes! Er läßt die Spinne ein schönes, kunstreiches Gewebe, ein Netz, weben und aufspannen, in welchem sie Fliegen und Mücken fängt. Oder betrachtet, wie die Raupe, dieser schwache Wurm, so wunderbar das Leben durchbringt. Die Raupe lebt von Blättern; wo soll sie aber dieselben während des Winters finden? Eine jede Gattung von Raupen lebt ferner nur von einer bestimmten Pflanzenart, so, daß z. B. die Weidenraupe eher vor Hunger stirbt, als daß sie die Blätter eines Apfelbaumes verzehre; wie soll nun das schwache, langsame Thier die ihm angemessene Pflanze finden?

Das hat nun der weiseste, liebevolle Gott folgendermaßen eingerichtet: Der Schmetterling legt vor seinem Sterben kleine Körnchen, die man Raupeneier nennt, an diejenige Pflanze, welche die künftige Raupe zu ihrer Nahrung braucht. Schon das ist wunderbar, daß ein jeder Schmetterling gerade die Pflanze findet und seine Eier daran festklebt, welche der künftigen Raupe angemessen ist; so z. B. legen alle Schmetterlinge, deren Raupen Eichenblätter fressen, stets an

Eichenrinden oder Eichenlaub die Eier, obschon der Schmetterling selbst nur aus Blumen seine Nahrung saugt. Wenn aber aus dem Eikörnchen die Raupe hervorbricht, so ist sie äußerst klein und weich; wie soll sie nun schon von dem rauhen spröden Laub mancher Bäume fressen können? Sehet, wie weise es Gott eingerichtet hat! Käme die Raupe aus dem Ei, bevor der Baum Blätter hat, so müßte sie verhungern; käme sie später, wenn die Blätter schon größer sind, so müßte sie auch verhungern. Nun aber kommt die junge, zarte Raupe mit den jungen, zarten Blättern zu gleicher Zeit an den Tag, und beide wachsen miteinander, so daß, wenn die Blätter stärker sind, auch die Raupe stark genug ist, sie zu verzehren. Wie lebt sie aber während des Winters? Wenn die Raupe ausgewachsen ist, so geht sie unter die Erde oder in einen sonstigen sicheren Ort; dort verwandelt sich die Raupe in eine sogenannte Puppe, d. h. in eine runde, längliche Gestalt, die keine Sinne und keine Füße mehr hat, wol noch lebt, aber keine Nahrung mehr zu sich nimmt, und wie todt, sich nicht mehr von der Stelle bewegt. In diesem sonderbaren Wesen wächst und gestaltet sich unsichtbar der Schmetterling. Sobald es nun im Frühling warm wird, bricht er die Schale durch und fliegt umher in der Sonne, und legt an die geeignete Pflanze die Eilein, woraus dann die Raupe von der Sonne ausgebrütet wird. Oder wenn der Schmetterling erst im Spätjahr

lebt und stirbt, so legt er im Spätjahre noch seine Eier an den Baum und klebt sie so fest, daß sie nicht von Wind und Regen abgestreift werden können: und so bleiben dann die Eilein, wie die Samenkörner, den Winter hindurch bewahrt und brechen erst zur rechten Zeit auf.

Wenn nun der liebe Gott es schon so weise eingerichtet hat mit den lebendigen Wesen, die man zu den allergeringsten und niedrigsten zählt, wie unermesslich viele Weisheit muß erst in allen andern lebendigen Wesen verborgen liegen?

Mit Weisheit und gar wol bedacht  
 Hat Gott die ganze Welt gemacht;  
 dieß pred'gen der Geschöpfe Ehre,  
 d'rum, Christenmensch, gib Gott die Ehre.

## 25. Die Kartoffeln.

Die Kartoffeln sind nicht immer hier gebaut worden, sondern erst vor etlichen hundert Jahren zu uns gekommen. Sie stammen aus Amerika, von wo ein berühmter Seefahrer, Franz Drake, die ersten nach England schickte. Dem guten Freunde, dem er sie zur Aussaat übersandte, hatte er dabei geschrieben, die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und nahrhaft, daß er ihren Anbau für höchst nützlich halte. Dieser gute Freund hätte sie aber bald aus seinem Garten

wieder herausreißen und wegwerfen lassen, denn er dachte, Drake habe mit dem Worte Frucht die Samenknohlen gemeint, die oben am Kraut hängen. Da es nun Herbst war und die Samenknohlen gelb wurden, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch her ging. Zuletzt kam auch eine zugedeckte Schüssel auf den Tisch und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, in welcher er sagte, er lasse ihnen da eine Frucht vorsetzen, wozu er den Samen von seinem Freunde Franz Drake aus Amerika mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur schade um den Zucker. Darauf urtheilten sie alle, die Frucht könne wol für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelpflanzen herausreißen und wollte sie wegwerfen lassen. Aber eines Morgens ging er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das sich der Gärtner angemacht, schwarze, runde Knohlen liegen. Er zertrat einen, und siehe, der duftete so lieblich, wie eine gebratene Kastanie. Er fragte den Gärtner, was das für Knohlen wären; und der sagte ihm, daß sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten.

Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er liefs die Knollen sammeln, zubereiten, und lud dann die Herren wieder zu Gaste, hielt auch wieder eine Rede, aber nun des Inhalts, dafs der Mensch, wenn er blos nach dem urtheilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht auch tiefer gräbt, sich oft gewaltig irren könne.

Die Kartoffeln oder Erdäpfel mundeten den Herren gar wohl. Uns sind sie das zweite Brod geworden, für welches wir Gott nicht genug danken können; denn wie viele Millionen Menschen haben kein Brod, aber Erdäpfeln, womit sie sich das ganze Jahr nähren.

D'rum ruf bei dem Kartoffelsschmaus:  
 Gott sei gedankt — vom Herzen aus;  
 und wie der Rauch zum Himmel zieht,  
 erheß zu Gott dein fromm Gemüth.

## 26. Die Baumwolle und der Flachs.

Das Pflanzenreich gibt uns nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch Kleidungsstücke. Die wachsen nun freilich nicht so fertig auf den Bäumen, und es müssen schon sehr viele Arbeiten verrichtet werden, ehe von den hierher gehörigen Pflanzen die Stoffe gewonnen sind, aus welchen der Schneider und die Näherin Kleidungsstücke machen können. Aber das ist gerade eine sehr weise Einrichtung; denn dadurch ist der Mensch zur

Arbeit genöthigt, viele fleißige Hände finden Beschäftigung, und mancher Arme verdient sein Brod dabei.

Die Baumwolle, welche bei uns so häufig gebraucht wird, kommt von einer Staude, die vorzüglich in Arabien, Persien und Ostindien wächst, aber auch auf den griechischen Inseln, so wie auf Malta, Sizilien und in andern südlichen Ländern von Europa in Menge angebaut wird. Diese Pflanze wird zwei bis vier Fuß hoch, hat drei- bis fünflappige Blätter und große, gelbe Blumen. Ihre Frucht ist eine Kapsel, welche anfangs kaum die Größe einer Nuß hat, aber von der Wolle, die sich in ihren Fächern entwickelt, nach und nach so aufschwillt, daß sie den Umfang eines mäßigen Apfels gewinnt. Wenn der Same reif ist, springen die Kapseln auf, und aus denselben quillt nun die Wolle hervor, welche die Körnlein umhüllt. Sie wird gesammelt, von den Samen gereinigt, dann getrocknet, und wenn sie nicht in der Heimat verbraucht werden soll, in grobe Säcke gepackt und versendet. Die Pflanze kommt hier zu Lande nicht fort; denn sie ist ein zartes Kraut, das die kühle Luft nicht vertragen kann.

Desto besser gedeiht aber der Flachs bei uns, und ich kann es nicht sagen, wie ein blühendes Flachs-feld mich anlacht. So schön aber auch die blaue Blüte ist, so wird ihretwegen der Flachs doch nicht gebaut: das Wichtigste an dieser Pflanze ist im Stengel verborgen. Es besteht nämlich der Bast desselben aus zähen Fasern, die einen außerordentlichen Nutzen ge-

währen, weshalb man sich auch keine Mühe verdrießen läßt, sie von den unbrauchbaren holzigen Theilen zu reinigen und gehörig zuzubereiten. Wenn die Stängel gelblich werden, so rauft man sie mit der Wurzel aus und läßt sie in der Sonne nachreifen. Nachdem die Samenkapseln abgeriffelt sind, werden die Stängel in Bündel gebunden, und ins Wasser gelegt. Das Wasser röstet den Flachs, d. h. es macht ihn so mürbe, daß sich die äußere Rinde und die holzigen Theile des Stängels von den Fasern trennen lassen. Nach etwa 8—14 Tagen wird der Flachs aus dem Wasser gezogen, zum Trocknen ausgebreitet, und in der Sonne oder im Backofen gedörret, dann auf der Breche oder Bracke gebrochen und endlich geschwungen, wodurch die letzten Stückchen der Rinde und der holzigen Theile entfernt werden. Nun ist von den Stängeln nichts mehr übrig, als die Fasern; nun hat man den eigentlichen Flachs, der gehehelt und dann zu Garn gesponnen wird, woraus man Zwirn, Spizen und die sehr nützliche Leinwand verfertigt. — Aus dem Leinsamen schlägt der Müller Del, das sogenannte Leinöl, welches zum Anstreichen und zu vielen andern Zwecken benützt wird. Die ausgepreßten Hülsen geben die Leintuchen, die für Kühe, Pferde und Schafe ein gutes Futter sind.

Setzt bedenke, lieber Leser, einmal, wie viele Menschen der Flachs in Thätigkeit setzt! Es sind schon viele

Arbeiten, bis die Pflanze gezogen ist. Wie viele Leute müssen nicht Hand anlegen, damit aus den Stängeln der Flachs gewonnen werde; dann folgt die Verarbeitung desselben zu Garn, zu Leinwand, zu Kleidungsstücken. Aber nun ist's noch nicht am Ende; die abgetragene Leinwand wird nicht weggeworfen, sondern von Lumpensammlern angekauft, und der Papiermüller macht Papier daraus. Und wie vielen Leuten gibt dieses Beschäftigung! Da ist der Schreiber und der Schriftsteller, der Schriftsetzer und der Buchdrucker, der Buchhändler und der Buchbinder, der Tapetenfabrikant und der Tapezierer — haben nicht diese alle mehr oder weniger mit dem Papier zu thun? — Und was du selbst, mein Kind, jetzt vor dir hast, ist's nicht auch ein Blatt Papier, das einmal draußen auf dem Felde, wer weiß, in welchem Leinstängel als Bast gelegen hat, und dann durch mancherlei Schicksale bis in deine Hände gekommen ist?

Sieh, welch einen wunderbaren Reichthum Gott in die unscheinbare Pflanze gelegt hat!

## 27. Belohnter Fleiss.

Vater und Mutter waren schon seit mehreren Tagen verreist; heute aber sollten sie zurückkommen: denn sie hatten es geschrieben. Luise setzte sich mit ihrer Arbeit an's Fenster und wartete lange mit Seh-

sucht, aber immer vergeblich. So oft sie etwas fahren hörte, wurde der Fensterflügel schnell geöffnet; aber bald war es ein Bierwagen, bald ein Karren, bald ein anderes Fuhrwerk. Endlich, o Freude! sah sie eine Kutsche, mit zwei Schimmeln bespannt, die Straße herauf fahren. Das mußte der Vater sein, denn mit Schimmeln war er auch abgereist. Luise irrte sich diesmal nicht; er war es wirklich und der Wagen hielt vor der Thür. Schnell flog sie nun die Treppe hinab, und das Erste, was sie sah, war der guten Mutter liebevolles Gesicht. Hinter der Mutter sah auch der Vater aus dem Wagen heraus, und nickte seinem Töchterchen freundlich zu. Beide stiegen aus, und nun hatte Luise sie wieder, die lieben Ältern, die sie herzten und sich nach ihrer Gesundheit erkundigten. Schnell wurde jetzt der Wagen abgepackt und Alles in das Zimmer getragen. Als nun die Mutter ihre Reisekleider abgelegt und der Vater den Kutscher abgefertigt hatte, nahmen sie Luise noch einmal in ihre Arme und erkundigten sich, ob sie auch brav gelernt und fleißig gearbeitet habe.

„O ja!“ sagte Luise, „sieh’ nur, dieses Paar Strümpfe hier habe ich ganz fertig gestrickt, und ob ich fleißig gelernt habe? Da schau nur meine Fleißkarten.“ Sie sprang schnell an den Schrank, nahm sie heraus und gab sie der Mutter zu lesen. Sie sahen nur gute Zeugnisse. Luise war täglich mit dem Blockenschlag

in die Schule gekommen, hatte immer ihre Lektion gewusst, war stets aufmerksam gewesen und hatte wenig geplaudert; denn daß ein kleines, redseliges Mädchen ganz schweige, kann man kaum erwarten. Die Mutter war sehr zufrieden mit diesen Zeugnissen und mit Luischens Arbeit; denn sie hatte nicht nur viel, sondern auch schön gestrickt, hatte keine Maschen fallen gelassen, und nicht den einen Strumpf weit, den andern eng gemacht. Darum sagte sie zu ihr: „Du hast deiner Mutter Freude gemacht, mein liebes Luischen! es ist billig, daß ich dir wieder Freude mache. Komm' und sieh', was ich dir mitgebracht habe.“

Mit diesen Worten nahm sie dieselbe bei der Hand und führte sie in das Nebenzimmer, wo ein ganz allerliebstes, kleines Arbeitskörbchen stand. Luischen hatte noch gar nichts so Niedliches gesehen, und was fand sie darin, als sie es öffnete? Ein feines Scherchen, ein Nadelbüchschchen, einen kleinen Fingerhut von Perlmutter mit Gold eingefast und sechs Knäulchen Zwirn von allerlei Farben. Luischen hüpfte hoch auf vor Freude und dankte ihrer Mutter. Diese aber sagte: „Nimm es liebes Kind, zur Belohnung und Aufmunterung deines Fleißes. Ich hoffe, du wirst jetzt, da du schon so gut stricken kannst, auch eben so hübsch nähen lernen. Dazu hast du dieß von mir erhalten; wir wollen nun sehen, ob du es fleißig brauchen wirst.“

„O ganz gewiß,“ rief Luischen, und dankte der Mutter nochmals. Sie hielt auch treulich Wort, und

schon am folgenden Tage fing sie an, Taschentücher zu säumen; dann lernte sie steppen, und nach und nach wurde sie eine ganz vortreffliche Näherin. Sogar ihre eigenen Kleider lernte sie machen, und machte sie so gut, daß Jedermann glaubte, sie müßten von dem besten Schneider der Stadt gefertigt worden sein.

### 28. Frühe Arbeitsamkeit.

Rosa liebte die Arbeit und gewöhnte sich sehr früh daran. Ueberall ging sie der Mutter zur Hand, wo sie nur konnte, und wenn sie die Mutter arbeiten sah, fragte sie immer: „Kann ich dir nicht helfen, liebe Mutter? Wenn sie weiter nichts Besonderes zu thun hatte, so suchte sie die Holzspäne im Stalle und im Hofe auf und trug sie in die Küche, oder sie brachte im Hause, in der Stube, in der Küche dieß und jenes in Ordnung, und sah nach ihren kleinen Geschwistern. Kurz, sie that immer etwas Nützliches, unterdeß andere Mädchen den ganzen Tag mit Tändeleien zubrachten.

Von ihrem sechsten Jahre an, trug sie keine anderen Strümpfe, als die sie selbst gestrickt hatte. Eben so fleißig war sie im Spinnen, so daß sie in der Folge alle Jahre so viel Garn zusammenspann, als sie zu ihren Hemden brauchte. Ihre liebste Beschäftigung war das Nähen. Als sie es erst recht gelernt hatte, nähte sie sich nicht nur alle die Sachen selbst, die sie brauchte, sondern sie machte sich auch ein Vergnügen daraus, für die Mutter und ihre Geschwister zu nähen.

Bei dieser Arbeitsamkeit befand sich Rosa ungemein wohl. Sie wußte nichts von Langweile, die den Müßiggänger quält und ihn zu thörichten und schädlichen Handlungen verleitet. Sie wurde ihres Fleißes wegen von ihren Aeltern herzlich geliebt; sie hatte täglich viele Freuden, wenn ihre Arbeit gut von Statten ging, und war mit sich selbst zufrieden, weil sie niemals aus Ungeduld etwas verdarb oder liegen ließ, und wenn die Zeit der Erholung kam, so war kein Mädchen fröhlicher als Rosa.

Durch Fleiß und Tugend sich Ehr' erwerben,  
bringt größern Ruhm, als Reichthum erben.

### 29. Aufmunterung zum Schulbesuch.

Als Marie sechs Jahre alt war, hielt es der Vater für gut, sie in die Schule zu schicken, besonders da er wußte, daß der Lehrer der Mädchenschule ebenso fleißig als geschickt war, und die ihm anvertrauten Kinder gar väterlich behandelte. Er rief sie deshalb den Abend vorher, als er von seiner Arbeit kam, zu sich, und redete sie also an: „Liebes Kind, du wirst nun immer größer, mußt also auch immer mehr Gutes lernen, damit wir, deine Aeltern, und andere Menschen uns einmal über dich freuen können, wenn es dir wohl geht. Gern wollte ich selbst dein Lehrer sein; aber du siehst es wol, daß mir bei meinen täglichen Geschäften wenig Zeit dazu übrig bleibt. Ich will dich also morgen in die Schule schicken.“ Das Kind fing bei diesen

Worten zu zittern und zu weinen an. Der Vater fuhr aber fort: „Du kennst ja den guten Mann, der sich am vergangenen Sonntage so freundlich mit dir abgab, der soll dein Lehrer sein. Er wird dich recht viel Gutes lehren, wenn du folgsam, fleißig und aufmerksam bist. Wie werde ich mich dann freuen, wenn ich sehe, daß du täglich mehr lernest, und wie lieb wird dich deine Mutter haben, wenn dir das Stricken, Nähen und dergleichen, wozu du nun auch in der Schule Anweisung bekommst, immer besser von Statten geht!“ — „Bekomme ich denn auch Schläge in der Schule?“ fragte das Kind. — „Sittsame, artige und fleißige Kinder,“ erwiderte der Vater, „werden in der Schule nicht gestraft, noch weniger bekommen sie Schläge. Denn warum sollte der Lehrer ein Kind strafen oder gar schlagen, wenn es nichts begangen hat? Nur widerspenstige Kinder, die auf gute Worte nicht achten, oder sonst ein grobes Vergehen begangen haben, werden in der Schule bestraft, und das ist ein seltener Fall.“ Nun verschwand auf einmal alle Furcht von dem Kinde. Es ging den folgenden Morgen mit Freuden in die Schule, und versäumte über das viele Gute, das es täglich lernte, keine einzige Stunde, noch weniger ganze Tage, wie andere Kinder zu ihrem größten Schaden zu thun gewohnt waren.

Wollen Kinder gern viel Gutes lernen, so müssen sie die Schule fleißig besuchen.

---

### 30. Folgen der Faulheit.

Von ihrer guten Mutter wurde Margaretha zwar zum Stricken, Spinnen, zum Nähen und zu andern weiblichen Arbeiten angehalten; aber sie zeigte dazu wenig Freude. Sie scheute auch die geringste Anstrengung dabei, und hatte oft zu einer Arbeit einen Monat nöthig, die sie leicht in acht Tagen hätte vollenden können. Dadurch kam es, dass ihre Mutter fast immer mit ihr unzufrieden war und ihr oft harte Vorwürfe gab, und dass sie von lästiger Langweile und übler Laune geplagt wurde.

Als sie acht Jahre alt war, starb ihr Vater, und eine Witwe, die keine Kinder hatte, entschloss sich, die kleine Margaretha zu sich zu nehmen und sie als ihre Tochter zu erziehen, ja sie einst zur Erbin ihres Vermögens zu machen. Aber diese Frau liebte nichts so sehr, als rasche Thätigkeit; bald merkte sie mit Missfallen Margarethens Liebe zur Bequemlichkeit und Trägheit, und gab ihr daher manch scharfen Verweis, aber auch die herzliche Ermahnung: „Mein Kind, Alles fordert uns zur Thätigkeit auf. Wer faul ist, handelt unverantwortlich und macht sich verächtlich. Er widerstrebt seinem Schöpfer. — Du mußt thätig werden“, setzte sie hinzu, „oder ich ziehe meine Hand von dir ab.“

Margaretha nahm sich vor, von jetzt an fleissiger zu sein. Aber bald überliess sie sich wieder der gewohnten Faulheit, und wurde dadurch ihrer Wohlthäterin endlich so verhasst, dass diese sie ihrer Mutter zurückschickte, die darüber sehr bestürzt war und durch die Bösartigkeit ihrer Tochter in die traurigste Verlegenheit gerieth. Der Kummer stürzte die unglückliche Mutter bald in's Grab. Margaretha verlegte sich auf's Betteln und starb als eine Bettlerin nach vieljährigem Elende.

### 31. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter, aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Hans, der weder schreiben noch lesen konnte, Geld geerbt hätte, und es gern auf Zinsen ausleihen wolle. Er ging also zu Hansen, und versprach ihm sechs Gulden für jede hundert Gulden jährlich an Zinsen zu geben, ihm sein Brauhause zu verschreiben, auch das geliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen; doch mit den Bedingungen, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Das gefiel Hansen wohl; er holte das Geld nebst Feder, Papier und Tinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Pöffen hin, und statt seines Namens einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen Bogen sorgfältig, und der Bürger nahm das

Geld. Kurz darauf ging der Bürger in die weite Welt. „Lass ihn laufen,“ sprach Hans, „ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld.“ Da machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bei dem Rathe der Stadt. Aber als er den Bogen den Gerichten vorzeigte, so ward er abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Des Bürgers anderweitige Gläubiger wurden bezahlt, denn die hatten sich besser als Hans vorgeesehen. Nur Hans ging leer aus. Als er nun traurig nach Hause kam, sprach er: „Ach, hätte ich doch Schreiben und Lesen gelernt!“ Und von der Zeit an schickte er alle Tage seine Kinder fleißig in die Schule, wo sie schreiben und lesen lernen konnten, um selbe vor dem Schaden zu bewahren, welchen er durch seine Unkenntnis erlitten hatte.

Der ist gewiss ein dummer Mann,  
 der nicht schreiben, nicht lesen kann.  
 Von Tausenden wird er betrogen  
 und hundertmal betrogen.  
 Drum, liebes Kind, laß die Faulheit bleiben  
 und lerne fleißig lesen und schreiben,  
 lerne Religion und alles Gute dazu,  
 dann lassen dich betrüg'rische Menschen in Ruh.



## IV. Sei ehrlich und gut.

---

### 32. Du sollst nicht stehlen.

Wenn einer das erste Mal in seinem Leben stiehlt, so ist es ihm, wie wenn ihn einer hinten am Rock zupfte, er solle es bleiben lassen. Und wenn er dann doch das Ding genommen hat, so ist ihm nicht recht wohl dabei, und es ist schon geschehen, daß einer den andern Tag das Gestohlene von selber wieder zurückgetragen hat, weil es ihm in der Nacht keine Ruhe gelassen. Hat man aber ein paar Mal die Skrupel überwunden und sich nichts daraus gemacht, dann stiehlt man ohne Angst vor Gott, so oft es Gelegenheit gibt, und sorgt höchstens noch, daß niemand dazu kommt, und man der Polizei nicht in die Hände fällt. So kann's einer lang fortmachen, und beichtet es nicht einmal, weil er keine Lust hat, etwas zurückzugeben. Wenn aber der Mensch von einer schweren Krankheit in's Bett gelegt wird, und es so aussieht, als wenn es mit dem Leben zu Ende ginge, da verursacht die

Sünde eine schreckliche Angst, und das ungerechte Gut liegt ihm wie Blei auf der Seele. Auf einmal ist es dem Diebe da wieder wie in dem Augenblicke, wo er das erste Mal gestohlen hat, oder, wie wenn er alles erst heute oder gestern genommen hätte. Es ist sonderbar, aber wahr. Einem Manne von etwa fünfzig Jahren fiel es auf dem Krankenbette ein, daß er als Knabe eine kleine Semmel gestohlen, und beehrte ernstlich Rath, wie er es gut machen könne, da er den Bäcker nicht mehr kenne. In vierzig Jahren der Gesundheit hatte es ihm keine Unruhe gemacht. Es geht mit dem ungerechten Gut, wie wenn einem etwas in das Auge gekommen ist; es plagt einen so lange, bis es aus dem Auge herausgebracht ist, oder das Auge entzündet sich zu brennendem Schmerz und muß zu Grunde gehen. Eben so liegt alles, wozu du nicht auf rechtmäßige Art gekommen bist, auf deinem Gewissen. Das Geld, oder was es sonst sein mag, muß heraus, oder es läßt dir keine Ruhe; es brennt dich im Gewissen, besonders in der Todesstunde, und die Seele fährt dorthin, wo jede Ungerechtigkeit gebüßt werden muß. Denn Gott hat es zu einem ewigen Gesetz gemacht: „Du sollst jedem geben und lassen, was ihm gehört.“

Mancher denkt vielleicht: „Gottlob! wegen des ungerechten Gutes kann ich ruhig sterben; ich habe nicht geraubt und nicht gestohlen.“ Allein es ist nicht alles Gold, was glänzt, und es ist nicht alles Ehr-

sichkeit, was gern so aussehen möchte. Zu ungerechtem Gute gelangt man nicht nur durch Raub und Diebstahl, sondern auch noch auf manche andere Weise; z. B. durch Betrug, wenn man einen Andern täuscht, um sich selbst einen Vortheil zu verschaffen; durch Fälschung von Waaren, Maß und Gewicht, wenn man dieselben so zurichtet, daß der Käufer weniger bekommt, als ihm gebührt; durch Ueberforderung und Uebervortheilung, wenn man mehr fordert als vor Gott recht ist, oder wenn man sonst gegen Wissen und Willen des Andern sich einen Vortheil von ihm verschafft; durch Wucher, wenn man zu hohe Zinsen verlangt, oder die Leute nöthigt, um einen unmäßigen Preis etwas Nothwendiges zu kaufen, z. B. Frucht bei einer Theuerung; durch Unterdrückung, wenn man einen Andern nicht will aufkommen lassen, daß er auch ein ordentliches Fortkommen in seinem Gewerbe habe.

Hierher gehört auch alle Unredlichkeit, welche man gegen die Gemeinde oder den Staat verübt. Unrecht ist Unrecht, es mag ausgeübt werden gegen den Bettler oder den König.

Beruhige dich niemals mit dem Gedanken: es sei nur eine Kleinigkeit, was du dir widerrechtlich angeeignet hast. Sei es auch nur ein einziger Pfennig — genug, du hast deine Hand nach fremdem Gute ausgestreckt, du bist ungerecht gewesen, und die Ungerechtigkeit ist vor Gott etwas sehr Böses. Es gibt für

dich keine Versöhnung mit Gott, wenn du nicht Alles erstatteſt, was du unrechtmäßig beſießeſt.

Der Befehler, der Fehler und der Stehler ſind drei Diebe. Gefundenes verhoſlen, iſt ſo gut wie geſtohlen.

### 33. Ein schöner Sieg nach hartem Kampf.

Nach der Schlacht bei Leipzig hatte ſich eine Schaar franzöſiſcher Soldaten in die holländiſche Feſtung Venlo geworfen, von wo aus ſie häufig Streifzüge in die Umgegend machten, um die benachbarten Dörfer zu brandschaken und zu plündern. Die Bewohner des nicht ganz nahe liegenden Dorfes W. hatten zu ihrem Schrecken erfahren, daß auch ihnen in den nächſten Tagen eine Plünderung bevorſtehe, und es ſuchte daher jeder ſein Geld, und was ſonſt noch die Raublufſt der Soldaten reizen konnte, in Sicherheit zu bringen. Eines Abends, als es ſchon dunkel war, begaben ſich zwei reiche unverheiratete Brüder — der eine mit einer Laterne und einem Spaten, der andere mit einem ſchweren Topfe in beiden Händen — in ihren Garten hinter dem Hauſe, um dort ihren Reichthum zu vergraben. Zufällig befand ſich um dieſe Stunde ihr Nachbar, ein armer Tagelöhner und Vater von vielen unverſorgten Kindern, in ſeinen nebenanliegenden Gärtchen. Noth und Kummer quälten ihn ſehr; er wollte ſich in der friſchen Abendluft etwas er-

holen. Durch den Schein der Laterne plötzlich aus seinen sorgenvollen Gedanken aufgeschreckt, stutzt er anfangs ein wenig, faßt sich jedoch schnell wieder, und schleicht leise zu der Hecke hin, welche beide Gärten von einander trennt, und lauscht und lugt, um zu erfahren, was das Licht zu bedeuten habe, und was an der andern Seite eigentlich vorgehe. Auf den ersten Blick schon erkennt er die beiden Nachbarn und erräth auch sogleich, was ihr seltsamer Aufzug zu bedeuten habe. Bei dem Gedanken an all' das Geld, welches in dem Topfe enthalten sein müsse, wird die Brust ihm fast zu enge, so daß er nur mit Mühe Athem holen kann. Er bemerkt, wie der ältere der beiden Brüder, als sie nahe bei der Hecke dicht neben ihm angelangt sind, auf einen Fleck hinweist und dem andern zuflüstert: „Also hier?“ — Dieser winkt schweigend mit dem Kopfe. Dann begeben sie sich an die Arbeit, graben ein tiefes Loch, stellen den Topf mit der größten Vorsicht hinein, füllen das Loch wieder mit der Erde und suchen dann alle Spuren, welche den kostbaren Schatz verrathen könnten, sorgfältig zu entfernen. Hierauf gingen sie, nachdem sie sich noch ängstlich umgesehen, in ihr Haus zurück.

Nun erhob sich auch langsam der arme Tagelöhner hinter der Hecke. Eine fieberhafte Aufregung hatte ihn ergriffen, das Blut rollte ihm stürmisch durch die Adern, eine unsichtbare Macht schien sich seiner be-

mächtigt zu haben und ihn anzuspornen, einen Sprung über die Hecke zu wagen. Schon hatte er die rechte Hand auf dieselbe gelegt, — da hält er plötzlich still. „Du sollst nicht stehlen!“ sprach er halblaut vor sich hin; und als ob der Satan ihn schon beim Kittel gefaßt habe, reißt er sich gewaltsam los und rennt hastig in sein Häuschen zurück.

„Was fehlt dir?“ fragte ihn hier seine Frau, die sich vom Spinnrade erhob. „Warum läuffst du so? Mein Gott! Du siehst ja ganz verstört aus. Was ist dir?“ — „Mir fehlt nichts,“ erwiderte der Mann; „aber laß uns zu Bett gehen! Es ist spät genug geworden, und ich bin ganz müde.“

„Was hast du auch so lange draußen gemacht?“ sprach die Frau; „ich wollte schon nachsehen, wo du geblieben seiest. — Du machst dir doch seit einiger Zeit zu viele Sorgen, mein lieber Mann!“ fuhr sie dann beruhigend fort. „Habe doch nur guten Muth; Gott wird uns ja nicht verlassen. Wenn du dich gar zu sehr über unsere Noth grämst, so wirst du zuletzt noch krank, und was soll dann aus mir und unsern armen Kindern werden.“

Der Mann biß sich heftig in die Rippen. — „Unsere armen Kinder,“ murmelte er dann, als seine Frau sich entfernt hatte, um die Thüren zu schließen und noch einiges in Ordnung zu bringen. — „Ja, arme Kinder. Und die könnten jetzt reich werden!“

Aber . . . wie gut ist es doch, daß ich aus dem Garten bin! Wer weiß, was geschähe, wenn der Teufel mich noch einmal so dicht in seiner Nähe hätte!“

Sobald die Frau zurückgekommen war, verrichteten beide gemeinschaftlich das gewohnte Abendgebet. Dann empfahlen sie sich und ihre Kinder noch besonders in die Obhut der himmlischen Mutter Maria und ihres heil. Schutzengels und gingen zu Bett. Aber vergebens suchte der Tagelöhner Ruhe in den Armen des Schlafes. Er mochte die Augen schließen oder öffnen, er mochte sich rechts oder links drehen — immer stand der große Topf mit Geld vor ihm. — Und was wäre es auch, dachte er wieder, wenn du nur einiges Geld herausnähmest? Du brauchst ja nicht alles zu nehmen. Und wenn du auch alles nähmest, die beiden sind ja so reich, haben so viele Güter, Felder, Wiesen und Büsche, haben noch so manches schöne Kapital ausstehen, sie werden noch immer Ueberfluß für sich behalten. — Doch, mahnte wieder die bessere Stimme in ihm, ist und bleibt es nicht gestohlen? Gott bewahre mich vor Diebstahl! — und nun betete er leise noch einige Vater unser.

Da rief auf einmal eines seiner Kinder, welches im nämlichen Zimmer mit ihm schlief, im Traume laut auf: Vater! Vater! — Er richtete sich eilig in die Höhe und horchte; aber der Knabe schlief ruhig weiter.

Ach! dachte der Mann, ihr guten Kinder, noch ruht ihr sorglos und kennt die Plagen dieses Lebens nicht, kennt nicht die Sorgen eurer armen Ältern. Wie sehr wir uns auch abmühen, wie sparsam wir auch leben — kaum können wir für euch den nothdürftigsten Unterhalt erwerben. Nur ein kleines Unglück braucht uns zu treffen, eines von uns beiden braucht nur zu erkranken, und wir sind nicht mehr im Stande, euch zu nähren und zu kleiden, müssen euch von Thür zu Thür schicken . . . . Ha! betteln! rief er erschreckt. Nein, nie und nimmermehr! Eher will ich . . . . Sie sind ja unverheiratet, sie haben für keine Kinder zu sorgen. Sie fühlen es nicht, wie hart es einem Vater wird, den Hunger seiner Kinder nicht stillen zu können. Was thun sie auch mit ihrem Gelde? Soll ich . . . .? Gott, Gott, führe mich nicht in Versuchung!

Und kein Mensch wird's gewahr, flüsterte es ihm nach einer Weile wieder zu. Die beiden werden nicht einmal davon zu sprechen wagen, aus Furcht, daß sie von schadenfrohen Leuten verlacht und verspottet würden. Gewiß es ist keine Gefahr dabei, was das angeht, könnte ich es nur unbesorgt ausführen. — Da schlägt es Ein Uhr. Alles ist so still! Kein Mensch ist mehr wach! In zehn Minuten ist der Schatz gehoben, und ich bin ein reicher Mann und kann meine Kinder ehrlich ernähren . . . . Aber was sag ich? Ehrlich? Wäre das ehrlich? Und wenn es auch kein Mensch sieht,

sieht es nicht Gott, mein einstiger Richter?! Nein, nein, sprach er dann wieder entschlossen, ich thue es nicht! Hat doch mein seliger Vater mir in meiner Jugend so oft und tief eingepägt: Ehrlich währt am längsten, und Gott verläßt die Seinen nicht. O Gott verlaß auch mich jetzt nicht!

So wälzte sich der Mann, von den heftigsten Versuchungen geplagt, auf seinem harten Lager hin und her, und als es anfing zu grauen, und als endlich die Sonne ihre ersten Strahlen durch seine Fenster warf, hatte er noch kein Auge zum Schläfe geschlossen. Da zuckte ihm auf einmal ein rascher Entschluß durch die Seele, und kaum hatte er ihn gefasst, so wurde derselbe auch schon ausgeführt. Rasch sprang er vom Bette, zog seine leinenen Kleider an, schlich sich leise aus der Kammer und aus dem Hause hinaus, und pochte dann mit heftigen Schlägen an die Thüre seiner Nachbarn. Diese, die vielleicht auch nicht so ruhig geschlafen, wie gewöhnlich, hatten bald geöffnet, und erstaunt über den so außergewöhnlich frühen Besuch ihres Nachbarn, fragten sie ihn besorgt, was er wolle oder was ihm fehle.

„Hört einmal,“ sprach kurz und fest unser Held, „ihr habt gestern Abend in eurem Garten einen Topf mit Geld vergraben. Ich habe es gesehen und habe darum die ganze Nacht nicht schlafen können. Bald wäre ich an euch zum Diebe geworden. Nun bitte ich euch,

grabt das Geld auf der Stelle wieder aus und verbergt es an einem anderen Orte, damit ich nicht länger geplagt werde, sondern wieder meine Ruhe und meinen Frieden zurückerhalte! Gott wird dann schon für mich sorgen!" Wahrlich, ein schöner Sieg nach hartem Kampfe!

### 34. Vaterlandsliebe.

Ein Leutnant sollte beim nächsten Anmarsche der Franzosen nach Wien (1809) der Führung eines Truppenkolonnen werden, mit der man einen wichtigen Posten durch einen Kesselskampf zurückzuführen gedachte; der Leutnant aber weigerte sich. Zu spät kam der Kommandant der Kolonne besessenen französischen Offiziere in ihm; der Leutnant blieb ruhig bei seiner Weigerung.

Der Offizier fragte mich um, ich  
 mit Vorkaufungen zu beschaffen,  
 und bot ihm wirklich seine neuen ge-  
 füllten Lörche mit Gold an; aber  
 alles ungenutzt. Inzwischen bewegte  
 die Kolonne selbst an und der Ge-  
 neral, welcher sie führte, waren sehr  
 erstaunt und erstaunt, den Verkauf  
 nicht zu verkaufen. Der Offizier  
 erzählte, daß der einzige der Ma-  
 gnetische Mann sich weigerte,  
 ich Manuskript zu sein, obgleich er  
 alles versprochen habe, ich dazu zu  
 kommen. Der Leutnant war sehr  
 aufgebracht. „Subaltern!“ rief  
 der General ihm zu, „du wirst mich  
 den neuen Mag, oder ich werde dich  
 selbst bestrafen. — „Ganz gut!“

wieder zu den Leuten, „so stehet ich  
 als ausschlagende Uebelthäter und  
 bewirke nicht Landesverwüstung zu  
 werden.“ Der General hat ihn  
 auf's Neue in Hand und Fuß:  
 „Geh zu mir, mein lieber Mann;  
 wir wollen uns schon unser Fingers  
 befehlen.“

Laßt liebe Kinder, so sehr  
 schelt' ich den Feind sein Verhan-  
 den'sleben.

Biet dem Feinde nie die Hand,  
 steht in Gefahr das Vaterland;  
 ja, sei bereit, dein Blut und Leben  
 für's theure Vaterland zu geben.

### 35. Soldatentreue.

Bei dem nächtlichen Ueberfalle bei \* wurde ein  
 Hauptmann in der Hitze des unerwarteten Kampfes  
 von den Seinigen getrennt, und nach tapferster Gegen-

wehr von feindlichen Bajonnetstichen zu Boden gestreckt. Die Besinnung verließ ihn; er blieb neben anderen Todten und Verwundeten auf dem Felde liegen. Nach mehreren Stunden, als schon die Morgendämmerung alle Gegenstände erleuchtete, kam er zu sich und sah zu seinem Erstaunen, daß er nicht nur ausgeplündert, sondern sogar an der rechten Schulter mit einer Art Verband versehen war, dessen einzelne Theile er als flüchtig zusammengeraffte Theile von der Bekleidung eines österreichischen Soldaten erkannte. Vom Blutverlust ermattet, konnte er sich indeß nur mühsam aufrichten und kaum fünfzig Schritte fortschleppen, als er erschöpft wieder hinsank. Er erholte sich ein wenig, und setzte seine Versuche so weit und so lange fort, bis er ein naheliegendes Gebüsch erreicht hatte, wo er sich, ohne eigentlich zu wissen, was er wollte, niederließ.

Raum hatte er dort eine Viertelstunde mit der Ueberlegung, was nun wol anzufangen sei, zugebracht, als er leise Tritte und Stimmen in seiner Nähe vernahm. Er horchte und vernahm die Worte: Dort, unweit des alten Weidenstammes, am Rande des Grabens, muß er liegen, dort verließen wir ihn heute früh; ich habe mir die Stelle wol gemerkt: komm, laß uns vorsichtig sein! Vielleicht gelingt es, ihn zu retten. — Der Hauptmann schaute auf, und siehe: zwei Grenadiere seiner Kompagnie naheten. Er rief ihnen zu; sie stutzten, sahen ihren Hauptmann und eilten zu ihm.

„Sie suchten wir,“ sagten die braven Schnurbärte; „schnell, Herr Hauptmann, stützen sie sich auf uns, nur noch etwa tausend Schritte, und so Gott will, sind sie gerettet.“

Die treuen Soldaten, selbst leicht verwundet, hatten sich, nachdem sie am Morgen ihren halbentseelten Hauptmann eilig verbunden, aufgemacht, in einem naheliegenden Dorfe ein Pferd eingehandelt, und brachten es jetzt herbei, um ihren Vorgesetzten zu retten. Mühevoll bestieg es der Verwundete. Die Grenadiere aber, dort jedes Schleichweges kundig, führten ihn so geschickt und vertheidigten ihn gegen feindliche Soldaten so herzhast, daß der Hauptmann sein Regiment nach einigen Tagen glücklich wieder erreichte.

### 36. Der brave Soldat.

Nach der Schlacht von N. (so erzählte ein General), fand ich auf dem Kampfplatze einen jungen verwundeten Krieger, der seinem Ende nahe war. Mit freudiger Ueberraschung sah ich, wie er ein kleines, kupfernes Kreuzifix in den zitternden Händen hielt und an die Lippen drückte, auf denen ein himmlisches Lächeln schwebte. Seine halberloschen Augen waren zum Himmel gerichtet, und als ich näher trat, hörte ich deutlich, daß er die Namen Jesus und Maria aussprach, und von seiner Mutter redete. Ich ließ gleich einen

Arzt holen, der die Wunden untersuchte, und mir dann bedeutete, daß keine Rettung mehr möglich wäre. Wirklich verschied der Verwundete nach einigen Augenblicken. Der Tod verwischte nichts von seiner Schönheit; Anmuth ruhte auf seinen erblaßten, blutigen Antlitz, und seine blonden Locken, obschon mit Staub und Blut befleckt, schienen die Stirne eines Engels zu decken. In seinen Kleidern fand sich ein Rosenkranz, ein kleines Gebetbuch mit einigen Heiligenbildern und ein nicht ganz fertig geschriebener Brief an seine Mutter. Ich habe den Brief aufbewahrt wie einen werthvollen Schatz, und konnte ihn nie lesen ohne Thränen. Er lautet also:

„Betrübe Dich doch nicht so sehr, Du liebe Mutter; ich befinde mich wohl und bete unablässig zu Gott für Dich, für meine Brüder und meine kleinen Schwestern. Sei nur ganz ruhig; was meine Aufführung betrifft, so kann ich Dir sagen, daß meine Oberen zufrieden mit mir sind. Nein, meine gute Mutter, nie sollst du erröthen müssen über Deinen Eduard; mit Gottes Gnade wird er nie von dem Pfade seiner Pflichten sich entfernen. Vor einigen Tagen hatte ich das Glück, beichten und die heilige Kommunion empfangen zu können; der Priester, der meine Beicht hörte, hat mir sehr viele Liebe erwiesen. Er hat seine Mutter bei sich, und liebt sie zärtlich; aber mehr lieben, als ich Dich liebe, nein, das ist nicht möglich. Und wenn

es Gott gefällt, so werd' ich nun auch bald, nachdem wir unserm Vaterlande den Frieden erkämpft haben, wieder zurückkehren unter das väterliche Dach, wo Deine Liebe mir in der Wiege schon zulächelte. Da will ich Dir all die Sorgen vergelten, die Du von meiner Kindheit an mir zuwandtest; da will ich Dir Deine alten Tage durch meine Liebe versüßen.

Einige Kameraden, denen es kund geworden, daß ich gebeicht und kommunizirt hatte, wollten sich über mich lustig machen; ich habe ihnen geantwortet, sie möchten mich beurtheilen am Tage der Schlacht, in den Gefahren des Kampfes. Und übrigens, wurde nicht auch Jesus Christus verspottet, und muß ich mich nicht glücklich schätzen, ihm in diesem Punkte ähnlich zu werden und etwas für ihn leiden zu können? O, noch immer hallen mir die Worte unseres guten, seligen Vaters in den Ohren, die er uns Kindern so oft wiederholte: „Alle Leiden sind denen süß, die Jesum Christum lieben, und alles Widerwärtige ist leicht zu tragen, wenn es sich um eine Herrlichkeit handelt, die nimmer endet, wenn es die Vermeidung von Strafen gilt, die ewig dauern.

Du bestehest darauf, ich solle Dir sagen, woher ich die zehn Gulden habe, die ich Dir neulich schickte. Wohlan, liebe Mutter, so will ich es Dir denn sagen; aber zürne mir nicht. Du erinnerst Dich noch des Tages, wo ich mich von Dir und meinen Geschwistern

trennen mußte. Jeder von euch gab mir etwas zum Andenken; Karl nöthigte mich, den kleinen silbernen Becher zu nehmen, den ihm die Tante geschenkt hatte, und Du, Du wolltest Dich der Taschenuhr unseres seligen Vaters berauben und sagtest, wenn ich in Noth kommen sollte, dann möchte ich sie verkaufen. Ich hielt es für grausam, etwas auszuichlagen, ich nahm sogar ein Spielzeug der kleinen Anna mit, um sie zu beruhigen. Und nun sieh, meine liebe Mutter, da ich vernahm, daß Ludwig und Franz sehr krank gewesen, und da ich weiß, wie hart es dir bei einer so zahlreichen Familie und so geringem Vermögen geht, so habe ich die Uhr und den silbernen Becher verkauft und Dir den Erlös geschickt. Ich will Dir nicht verschweigen, liebe Mutter, daß es mir sehr schwer gefallen ist, mich von der Uhr zu trennen; gehörte sie doch dem guten Vater, dessen Verlust ich noch immer beweine; ja, auch das sollst Du wissen: den Tag nach dem Verkaufe bin ich eine Stunde weit gegangen, um sie noch einmal zu sehen, sie noch einmal zu küssen und an mein Herz zu drücken, worüber der Käufer sich sehr wunderte. Doch der Gedanke, daß der Erlös Dir, theure Mutter, zu einiger Erleichterung dienen würde. . . .“

Hier endigt der Brief dieses Engels. Ich benetzte ihn mit meinen Thränen, und nachdem ich die entseelte Hüfte am Fuße eines Hügels hatte beerdigen

lassen machte ich ein Kreuz aus Eichenzweigen und pflanzte es auf das Grab.

### 37. Die Soldatenmutter.

„Ach, wäre doch Schwester Martha hier!“ so seufzten und jammerten die verwundeten Franzosen auf dem Schlachtfelde zu Sena im Jahre 1807; und sie sahen sich vergebens um nach einer mildthätigen Helferin und Trösterin, die ihnen in ihren Nöthen, so wie sie, christlichen Beistand geleistet hätte. — „Auf dem Schlachtfelde habe ich Euch zuerst kennen gelernt,“ sagte der französische General Dudinot zu Schwester Martha, als er sie nach jenem Feldzuge bei seiner Durchreise in Besançon besuchte, um die Schwester von Angesicht zu sehen. „Damals,“ — sagte er, — „haben unsere Soldaten gar sehnsüchtig gesagt und gejammert: Ach, wäre doch Schwester Martha hier!“

Schwester Martha — welche in der Welt Anna Biquet geheißen — diente viele Jahre Gott und den Kranken in klösterlicher Einsamkeit als barmherzige Schwester. Das Institut der barmherzigen Schwestern wurde von dem Gottesmanne, dem heiligen Vincenz von Paul gestiftet, der, als der Geist der Liebe in der Welt zu verschwinden anfing, eifrig sich bemühte ihm besondere heilige Stätten zu bereiten. Und bald entstanden auch in der katholischen Christenheit tausende

von Klöstern, wo von barmherzigen Samariterinnen Nackte bekleidet, Hungerige gespeiset, Durstige getränkt, Kranke gepflegt, Todte begraben wurden, einzig um Christi willen.

Diesem heiligen Geschäfte widmete auch Schwester Martha ihr Leben, und suchte und fand darin ihres Lebens Freuden. Und als beim Ausbruche der französischen Revolution in Frankreich die Klöster alle aufgehoben wurden, da ließ sie mit Tausenden ihrer Schwestern dennoch nicht ab, Werke der Barmherzigkeit zu üben an jedem, der ihrer bedürftig war; und die grauen Schwestern, wie sie von nun an wegen ihrer grauen Kleidung genannt wurden, dienten auch fortan in Gemeinden, in Hospitälern und in Familien Christo und seinen Armen.

Schwester Martha insbesondere war am liebsten da zu Hilfe, wo die Noth am größten war, auf den Schlachtfeldern und in Lazarethen, ohne Unterschied, Feinden wie Freunden, und noch im Jahre 1814 erkannte sie ein russischer Soldat, den sie nach der Schlacht bei Zürich 1796 gepflegt, und sagte der lieben Alten sein „Gott vergelt's Euch.“

„Ach wäre doch Schwester Martha hier!“ — Aber Schwester Martha war damals (1807) schon im hohen Alter und konnte ihren lieben Brüdern nicht mehr folgen, in's weite große Elend. Und Schwester Martha hatte auch zu Hause, in Besançon, vollauf

zu thun. Hier wohnte sie in einem kleinen Häuschen und lebte von einer geringen Pension von hundert drei und fünfzig Livres. Das vorzüglichste Möbel in ihrer armen Wohnung war ein großer Kessel, in dem sie Suppe für arme Dürstige Tag für Tag kochte. Das Fleisch oder vielmehr die Abfälle davon, so wie das Brod erbettelte sie in Gasthäusern und bei gutthätigen Menschen; das nöthige Gemüse baute sie selbst in dem kleinen Garten, den sie besaß; und hierin, so wie bei allen Liebesdiensten, hatte sie eine Gehilfin an einer Mitschwester, Namens Beatrix. An sich selbst dachte sie zuletzt; sie hatte vor den Armen, die sie nährte, nichts voraus, als die Sorge und Arbeit. Sie lebte nur, um wohlzuthun. Ihre Kleidung war einfach und ärmlich. Wenn man ihr den schlechten Anzug vorwarf, so antwortete sie: „Ist es nicht besser, die Spitzen in den Fleischtopf zu thun?“

Ein heiliger Ordensstifter sagte zu seinen geistlichen Söhnen: „Je mehr euch Armut drückt, desto mehr hilft euch Reichthum auf.“ Das erfuhr auch Schwester Martha. Es kamen nämlich im Jahre 1811 allzumal sechs hundert fremde Gäste nach Besangon, spanische Kriegsgefangene, im größten Elend; und das Elend, woher es auch kam, war ja der beste Empfehlungsbrief für Schwester Martha. Da hat es nun gegolten, zu sorgen, zu bitten, zu arbeiten. Schwester Martha war unermülich. Von einem Soldaten mit einem Trag-

forb begleitet, ging sie von Haus zu Haus, um die Brocken einzusammeln oder vielmehr zu erbetteln; denn die spanischen Kriegsgefangenen hatten so wenig Gnadenlöhnung, daß sie dafür täglich kaum ein Pfund Brod hätten bestreiten können. Sie aber wußte Mittel, so viel Nahrung herbei zuschaffen, daß der Hunger ihrer lieben Brüder gestillt werden konnte. Eben so emsig sorgte sie für Reinlichkeit der armen Kriegsgefangenen. Sie wechselte öfter das Stroh, worauf sie lagen; sie besorgte die Wäsche und besserte ihre zerlumpten Kleidungsstücke aus, zu welchem Geschäfte sie die Nächte benutzte. Wenn einer und der andere krank wurde, so verdoppelte sie ihre Sorgfalt. Man sah sie oft die Stadt durchwandeln vom Gefängnis zum Spital, und manchmal führte sie zu dreien zugleich von den armen Kranken mit sich fort. Es war ein rührender Anblick und das Bild der Barmherzigkeit selbst, wenn so sich der Eine auf ihre Schultern stützte, der Andere ihr zur Seite ging, und sie selbst dem Dritten mit ihren Händen unter die Arme griff. Sechszehn Monate lang besuchte sie täglich einen spanischen Offizier, der an einem unheilbaren und schmerzlichen Beinfrass litt, und pflegte ihn mit mütterlicher Sorgfalt und wahrhaft englischer Geduld; und als er endlich starb, trieb sie alle Kameraden an, die zu gehen vermochten, um ihrem lieben Pflegling die letzten Ehren zu erweisen. — Oft trat der Fall ein, daß die emsige und

forgfältige Frau genöthigt war, zum General zu gehen, welcher in Besançon kommandierte, und ihm ihr Anliegen vorzutragen. Einst sprach er zu ihr lächelnd: „Schwester Martha, ihr werdet wohl sehr betrübt, wenn eure guten Freunde, die Spanier, euch verlassen werden.“ „Ja,“ antwortete sie, „aber dann kommen meine guten Freunde, die Engländer. Alle Unglücklichen sind meine Freunde.“ — Der Befehl kam wirklich, daß die gefangenen Spanier von Besançon weggebracht werden sollten, und es war schwer zu entscheiden, wer betrübter darüber war, Schwester Martha oder die Pflegeöhne. Da alle ihre Bitten und Vorstellungen, um sie dort zu behalten, vergebens waren, so bot sie alle Kräfte auf, dafür zu sorgen, daß die Armen auf ihrem Marsche mitten im Winter doch wenigstens vor Kälte geschützt würden. Deshalb sammelte sie Almosen in der ganzen Stadt, und die Beiträge, welche die barmherzige Schwester erhielt, waren so groß, daß alle Gefangenen vor ihrer Abreise mit hinlänglichen Kleidungsstücken versehen werden konnten. — Um ihrer liebevollen Pflegemutter doch einigermaßen ihre Dankbarkeit zu beweisen, beschloßen die Gefangenen die einzige Kostbarkeit, die sie besaßen, ihr zu verehren — ein silbernes Kreuzifix, worauf sie die Worte in ihrer Landessprache eingraben ließen: „An Mutter Martha, unsere Wohlthäterin.“ Mutter Martha wollte aber das Geschenk durchaus nicht annehmen,

doch zuletzt gab sie den Bitten ihrer dankbaren Pflegekinder nach, als diese ausriefen: „Schwester Martha wird ja das Bildnis unseres Heilandes nicht von sich weisen.“

Die Profezeiung der frommen Schwester Martha ging in Erfüllung. Es kamen zwar nicht die Brüder Engländer, aber dafür die Brüder Russen und Oesterreicher und Preußen und Italiener und Deutsche aus allen Provinzen; und zuletzt, als der Krieg sich über Frankreich selbst hinwälzte, auch die Brüder Franzosen. Und Schwester Martha nahm sie alle, die nach Besançon kamen, als ihre Gäste auf, und speisete die Hungrigen und labte die Durstigen, und kleidete die Nackten, und besuchte die Gefangenen, und pflegte die Kranken, und begrub die Todten. Man hat berechnet, daß sie in weniger als eilf Monaten an mehr als dreißig tausend französischen oder fremden Gefangenen Mutterstelle vertreten, und daß sie deren auf viertausend zu gleicher Zeit verpflegt hat. Darum wurde auch ihr Name in allen Sprachen mit Segen genannt, und von allen Zungen wurde sie „die Soldatenmutter“ genannt und als solche gepriesen.

Das alles erfuhren denn endlich auch die hohen Potentaten selbst, Kaiser und Könige, wie die Schwester Martha in Besançon mit christlicher Liebe und Sorgfalt so viele Tausende genährt und gepflegt habe, ohne Unterschied des Volkes und der Religion, als

eine wahrhafte Samaritanerin. Darum und um die christliche Tugend an der zu ehren, die eine eben so demüthige als großmüthige Dienerin der Armen Christi war, wetteiferten sie gleichsam, wie sie die Schwester Martha auszeichnen sollten. Der König von Frankreich, der nun wiederum den Thron seiner Väter bestiegen hatte, gab ihr das St. Ludwigs-Kreuz und ließ noch ein besonderes Ehrenzeichen für sie verfertigen, mit der Inschrift: „Huldigung der Tugend.“ Der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen und andere Fürsten beehrten sie ebenfalls mit Orden und Ehrenzeichen, so daß sie zuletzt, wie einer der ersten Kriegshelden, mit zwölf Dekorationen geziert war. Und sie war auch eine Heldin von erster Größe, im Wohlthun nämlich. Der König von Frankreich setzte ihr zugleich eine Pension von jährlichen zwölfhundert Franken aus, die sie dankbar annahm für ihre Brüder, die Armen. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen luden sie ein, in ihr Land zu kommen; sie konnte aber diese ehrenvolle Einladung nicht annehmen, da sich in ihrer eigenen Heimat so viele Gelegenheit darbot, Barmherzigkeit an ihren Mitbrüdern zu üben, was sie allein als den Zweck ihres Lebens ansah. Die ihr von diesen beiden Fürsten dargebotenen Geschenke schlug sie indessen nicht aus, indem sie solche als ein Mittel benutzte, menschliches Elend zu mildern.

Die Soldatenmutter, Schwester Martha, ging heim zu Christo, den sie in ihren Brüdern ihr Leben lang geliebt und gepflegt, am 29. März 1824, in ihrem fünf und siebenzigsten Lebensjahre.

„Ach! wäre doch eine Schwester Martha hier!“ rufen wohl noch jetzt und immer Tausende von Unglücklichen, Armen und Kranken, welche von dieser gottseligen Frau Kunde bekommen. Gott aber, der allbarmherzige Vater, sorgte dafür, daß ein Beispiel dieser Art auf immer fortwirkt und neue Marthen auferweckt, — wie Er dafür gesorgt hat, daß das Blut der Märtyrer der Same der Christenheit ward.

### 38. Die aufrichtigen Knaben.

Simon war ein glücklicher Vater. Er hatte drei wohlerzogene Söhne; besonders war Karl, der jüngste davon, ein recht gutes Kind. — Es war eine alte Base im Hause, die zwei Treppen hoch wohnte und immer kränklich, auch meistens allein war. Einst, als eben die Kinder vor der Thüre saßen, kam ein fremder Mann, der nach der alten Base fragte. Karl, der ein dienstfertiges Kind war, lief gleich die Treppe hinauf und sagte zur Base, sie möchte herabkommen; es sei ein Mann da, so und so gekleidet, der nach ihr fragte. — „Geh' hinab,“ antwortete die Base, „und sage ihm, ich sei nicht zu Hause.“ — „Nein,“ sagt Karl

zu sich selbst, „lügen mag ich nicht, und darf ich nicht.“ — Er schlich sich also in die Küche, wo die Mutter war, und fragte sie: „Mutter, was soll ich denn thun? Ein Mann fragt nach der Base; sie will aber nicht herabgehen und Niemand zu sich hinauf kommen lassen, da er doch mit ihr reden will.“ — Die Mutter ging dann selbst zu dem Fremden und bat ihn, er möchte zu einer andern Zeit kommen, weil sich die Base nicht wohl befände und so war es auch wirklich.

Rede Wahrheit jederzeit,  
denn sie ist ein Ehrenkleid.  
Lügnern glaubt man dann auch nicht,  
selbst wenn er die Wahrheit spricht.

### 39. Heinrich und sein Hahn.

Der kleine Heinrich, der Sohn eines armen Landmannes, war von seinen Ältern nach der Stadt geschickt worden, um dort einen Korb mit Erdbeeren zu verkaufen, den sie ihm mitgegeben hatten. Er hatte sein Geschäft glücklich beendigt und befand sich schon wieder auf dem Rückwege, als er in der Gegend seines Dorfes ein großes Feuer gewahr wurde. Erschrocken eilte er dem Orte zu und fand die Einwohner mit dem Löschen eines Brandes beschäftigt, der schon mehrere Häuser verzehrt und auch — denkt euch sein Entsetzen! — die Hütte seiner lieben Ältern ergriffen hatte. In-

dem er diese aufsuchte und wimmernd herumliefe, flog ihm sein treuer Haushahn entgegen, den er selbst aufgezogen und groß gefüttert hatte. Er allein hatte sich von allem Federvieh aus den Flammen gerettet; seine Hühner waren theils in dem Brande umgekommen, theils zertreten oder erschlagen worden. Als Heinrich noch da stand und den Hahn liebte, kamen seine Ältern auf ihn zu, die ihn weinend umarmten und klagten, daß sie Nichts gerettet, als was sie auf dem Reibe hätten, weil sie gerade auf dem Felde gewesen, als das Feuer in dem Hause ihres Nachbarn ausbrach und mit großer Schnelligkeit um sich griff.

Die Familie mußte jetzt von Almosen leben; denn die wenigen Groschen, welche Heinrich für die Erdbeeren bekommen hatte, waren bald weg. Heinrich konnte den Jammer der Ältern nicht länger mit ansehen und entschloß sich, das Einzige, was er hatte, seinen geliebten Hahn, den er einem Nachbar in Verwahrung gegeben hatte, und den er noch täglich besuchte, zu verkaufen und das dafür gelöste Geld seiner Mutter zu geben. Weinend nahm er von dem lieben Thiere Abschied, setzte ihn in einen Korb und trug ihn, ohne den Ältern sein Vorhaben zu entdecken, in das nächste Kirchdorf, wo er ihn an einen reichen Pächter verkaufte. Schnell entfernte er sich mit dem empfangenen Gelde und fühlte sich ganz getröstet, als er den Ältern schon von fern ein großes Weizenbrod zeigen

konnte, welches er auf dem Wege gekauft hatte. Am Nachmittag erwachte aber wieder die Sehnsucht nach seinem Hahn. Er lief wieder nach dem Kirchdorf, zum Hause des Pächters, wo er über die Hecke schaute, um zu erfahren, wie es dem guten Thiere bei seinem neuen Herrn ging. Ach! da hatte sich eine Menge schmucker Bursche und Mädchen zu einem, in manchen Gegenden gewöhnlichen Spiele versammelt, welches darin bestand, daß sie über einen Hahn einen Topf gedeckt hatten und nun der Reihe nach mit verbundenen Augen nach dem Topf schlugen. Heinrich, der gewiß glaubte, daß ein derber Schlag dem armen Thiere das Leben kosten könnte, stürzte außer sich hervor, warf sich über den Topf und erklärte, daß er seinem Hahn Nichts thun ließe. Man lacht ihn anfangs aus, und der Pächter fordert ihn auf, das Geld heraus zu geben, wenn er seinen Hahn wieder haben wollte. Schnell griff Heinrich in die Tasche; aber mit Schrecken erinnerte er sich, daß er bereits für einen Theil desselben seinen Ältern Brod gekauft habe. Weinend erzählt er nun dem Pächter die Noth seiner Ältern, wie er, nur um ihnen zu helfen, den Hahn verkauft, den er auferzogen, mit dem er täglich gespielt und der sich allein aus den Flammen gerettet habe. Der Pächter, ein wohlthätiger Mann, wurde durch die Geschichte dieses Unglücks und durch die Liebe Heinrichs zu dem Hahn so gerührt, daß er ihm denselben nicht allein

schenkte, sondern ihm auch auftrug, seine Ältern herbeizuführen, denen er die nöthigen Kleider, Ackergeräthe und auch Geld gab, um ihre Hütte wieder aufzubauen und ihr Brod wieder verdienen zu können.

#### 40. Das Aergernisgeben.

Ein Student, Namens Mathias, betrug sich in seinen Reden und Handlungen als ein schamloser Mensch und gab allen, die eines frommen Herzens waren, Aergernis. Leider brachte er es nach und nach sogar dahin, daß die Meisten aus der Schulabtheilung, zu welcher er gehörte, eben so gott- und ehrvergeffen wurden, wie er war. Die Ältern, die mit Schrecken und Betrübnis ihre Söhne täglich unsittlicher werden sahen, gingen zum Herrn Professor, trugen ihre Klage vor und baten um Abhilfe. Da der seine Mitschüler verderbende Schüler sich mit seinen Anhängern während der Schulstunden immer so zu verstellen wußte, daß der Herr Professor des festen Glaubens war, recht sittsame und fromme Zöglinge zu haben, so erstaunte er sehr über die Klagen der Ältern; doch nahm er sich vor, alle seine Schüler recht genau zu beobachten, um den eingerissenen Sittenverderbnisse auf den Grund zu kommen.

Bald bemerkte er mit Entsetzen, daß dieses Uebel schon sehr überhand genommen habe. Er entdeckte den

Verführer und gebrauchte nun alle möglichen Mittel, diesen zu bessern; aber leider blieben die liebevollsten Ermahnungen und Bitten, dann gelinde Strafen, am Ende selbst strenge Züchtigungen ohne allen Erfolg. Mathias wurde mit Schimpf und Schande aus der Schule gejagt. Er wollte nun ein Handwerk lernen; aber auch da fuhr er fort, Aergernis zu geben und durch böse Reden und Thaten andere zur Sünde zu reizen, wovon die Folge war, daß er, als ein räudiges Schaf, aus dem Hause seines Lehrmeisters gestoßen, und überall verachtet und gemieden wurde. Gewohnt, immer böse Handlungen zu begehen, dachte er, als Soldat nach seiner liederlichen Weise recht lustig fortzuleben zu können, und ließ sich unter die Scharfschützen anwerben. Sein Hauptmann, ein tapferer Kriegsmann aber auch ein eifriger Verehrer der Religion und Tugend, entdeckte bald, welcher verderblicher Bursche dieser Mathias sei. Mit aller Strenge verfuhr er gegen ihn; jedes ärgerliche Wort, und jede ärgerliche That wurde mit Arrest und Stoßschlägen bestraft. Ungeachtet aller Strafen und ungeachtet sich der Herr Feldgeistliche alle Mühe gab, diesen großen Sünder auf guten Weg zu bringen, so besserte sich Mathias doch nicht. Er verleitete zwei eben so Bösgesinnte zum Desertiren, streifte lange in großem Elend umher und gesellte sich endlich zu einer Räuberbande. Das Ende war, daß er in der Gegend von Ingolstadt mit noch mehreren seines

Gelichters eingefangen und nach München in das Zuchthaus gebracht wurde.

Dieser Mathias würde es einst auf dem Wege des Fleißes, der Sittlichkeit und der Gottesfurcht sehr weit gebracht haben, denn er hatte viele Fähigkeit und wurde von seinen Ältern immer zum Guten angehalten: aber er hörte nicht die Ermahnungen seiner Ältern und Lehrer; er hörte nicht die Stimme Gottes, die durch das Gewissen zum Menschen spricht, sondern er verharrte in seinen Lastern, und endete sein Erdenleben als ein Auswürfling der Menschheit, als ein zu den schwersten Arbeiten verurtheilter, in Ketten verwahrter Züchtling.

Wehe dem Menschen, der Aergernis gibt,  
weil er das Vaterherz Gottes betrübt.  
Da er so unschuld'ge Seelen verdirbt  
und für den Teufel Anhänger wirbt.  
Fliehe die Sünde, und liebe die Tugend,  
gewöhn' dich an's Gute von frühester Jugend.

#### 41. Die Hartherzigkeit.

Zur Zeit der Theuerung kam Paul, ein armer Knabe, aus dem Gebirge herab in ein nahe Dorf, und flehte vor den Häusern vermöglicher Leute um Brod. Peter, ein reicher Bauernknabe, saß vor seiner Hausthüre und hatte ein großes Stück Brod in der Hand. „Gib mir auch einen Bissen davon,“ sagte der

arme Paul; „mich hungert gar sehr.“ — Allein Peter sagte trotzig: „Geh weiter! Ich habe für dich kein Brod.“ Ueber's Jahr kam Peter hinauf ins Gebirge, eine entlaufene Ziege zu suchen. Er irrte lange zwischen den Felsen umher. Die Sonne schien sehr heiß, und er verschmachtete beinahe vor Durst; allein nirgends fand er eine Quelle. Endlich sah er im Schatten eines Baumes den armen Paul sitzen, der die Schafe hütete und einen Wasserkrug neben sich stehen hatte. „Gib mir doch zu trinken,“ sagte Peter, „mich dürstet gar sehr!“ Allein Paul sagte ernsthaft: „Geh weiter, ich habe für dich kein Wasser.“ Da fing Peter an zu weinen, erkannte seinen Fehler und bat den armen Knaben um Vergebung. Paul reichte ihm den Krug und sprach: „Ich bin nicht so hartherzig, dir einen Trunk kalten Wassers zu versagen; ich wollte dich nur zur Erkenntnis deines Fehlers bringen! Trink und merke dir künftig den Spruch:

Willst du den Hungrigen nicht achten,  
so kannst du einst vor Durst verschmachten.

## 42. Der kleine Diebstahl.

Franz war der Sohn eines Schneiders, oft, wenn er von seinem Vater mit fertigen Kleidungsstücken über Land geschickt wurde, oder, wenn er seine Mutter begleitete, plünderte er im Vorbeigehen die Rübenäcker und

Obstgärten, und seine Mutter, anstatt ihm diese Diebstähle zu verweisen und ihm die Folgen davon vorzustellen, freute sich, wenn er dieselben glücklich ausführte, und half ihm seinen Raub verzehren. Was er sich auf seinen Gängen über Land erlaubte, that er bald auch in seiner Geburtsstadt. Er durchstreifte Abends die Gärten und brachte jedesmal ganze Taschen voll des schönsten Obstes nach Hause. „Dass sie dich nur nicht einmal erwischen!“ sagte die Rabenmutter und theilte seinen Raub mit ihm. War kein Obst mehr auf den Bäumen, so stahl er solches den Bauern auf dem Markte. Indes seine Mutter auf der einen Seite den Obsthändler mit Handeln beschäftigte, holte Franz auf der andern Seite die Äpfel und Birnen heimlich aus den Körben und machte sich damit fort. Bisweilen sahen andere Verkäufer oder sonst ehrliche Leute, die in der Nähe waren, seine Spitzbübereien mit an und verriethen ihn. Da setzte es nun mehr als einmal tüchtige Schläge ab; aber sie waren bald wieder vergessen. Was mit den Bauern oft so gut gelungen war, das wurde nun auch auf den Jahrmärkten mit den Kaufleuten versucht; die Mutter handelte, der Sohn stahl. Der Raub wurde verkauft und verschmaust oder vertrunken. Bald waren auch die Hausgenossen der Schneiderin und ihre Nachbarn nicht mehr sicher. In ihrer Abwesenheit wurden Fensterscheiben ausgelöset und Kammern und Küchen geplündert. Sie gingen immer dreister

und vorsichtiger zu Werk und trieben das Unwesen so, daß sie endlich ertappt und vor Gericht geführt wurden. Die Mutter wurde auf ein Jahr zur Zuchthaus- und der Sohn auf sechs Monate zur Gefängnisstrafe verurtheilt.

Raum waren sie auf freiem Fuße, so wurde der Unfug größer als vorher. Ein Diebstahl geschah nach dem andern. Es half kein Rathen und kein Warnen, bis sie zum zweiten Male auf frischer That ergriffen wurden. Dem jungen Bösewicht wäre es diesmal übel ergangen; denn die Gesetze strafen wiederholten Diebstahl weit stärker als einen einfachen. Allein er ersah noch zur rechten Zeit die Gelegenheit und entfloh. Die saubere Mutter wurde aber glücklich ergriffen und wieder auf fünf Jahre zum Zuchthaus verurtheilt. Was sollte nun Franz anfangen? Arbeiten konnte und wollte er nicht, und doch schämte er sich zu betteln. Er wusste keinen andern Rath, als das Diebshandwerk fortzutreiben, den Bauern Hühner, Anten, Gänse, Schinken, auch, wenn es möglich war, Geld zu stehlen und dann von einem Orte zum andern zu ziehen, damit er nicht eingefangen werden möchte. So raubte er lange im Lande umher und führte ein unstätes, angstvolles und kümmerliches Leben. Nach einigen Jahren hörte er von einer Diebsbande, welche in den Rheingegenden haufete. Er machte sich somit auf den Weg, mit dem Entschlusse, sich dabei anwerben zu lassen. Er war den

Räubern willkommen und wurde von ihnen mit gutem Erfolge zu allerlei kühnen Unternehmungen gebraucht. Reisende wurden angefallen, Postwagen geplündert, Pfarrhäuser, Mühlen, Maierhöfe erbrochen, und nicht selten Menschen gemordet oder doch wenigstens auf den Tod gequält. Sie machten es so arg, daß von allen Seiten nach ihnen gestreift und ansehnliche Preise auf ihre Köpfe gesetzt wurden. Allein die Bande war stark und ließ sich nicht so leicht einfangen. Sie hieben und schossen sich herum mit den Bürgern und Bauern, und fürchteten sich kaum vor den Soldaten. Doch ihr Stündchen hatte geschlagen.

Einft, da sie in einem dicken Walde sich nichts Böses versahen, wurden sie in der Nacht überfallen, überwältigt und gebunden in die Stadt gebracht. Nur wenige von ihnen entkamen. Franz war unter den Gefangenen. Sie wurden nun verhört und mußten alle ihre schlechten Thaten eingestehen. So oft einer leugnete und einer Unwahrheit überwiesen wurde, ließen die Richter ihn über eine Bank legen, und wie sie es verschuldet hatten, peitschen. Das hielten die Delinquenten nur eine kurze Zeit aus; denn, dachten sie, wenn die Sache doch einmal an den Tag kommt, so können wir uns doch wenigstens die Schläge ersparen, frei heraus mit der Wahrheit! — Ihr Prozeß wurde eifrigst fortgesetzt, und sie sahen in banger Erwartung der Entscheidung entgegen. Das Urtheil erfolgte. Sechs, unter

welchen auch Franz war, wurden zum Galgen, die übrigen zu lebenslänglicher oder zehnjähriger Kettenstrafe verurtheilt.

Jetzt ging der junge Sünder in sich und dachte über sein bisheriges Leben nach, wie er von einer kleinen in eine immer größere Sünde gefallen war und endlich seine Hände sogar mit Blut besleckt hatte. „O Gott,“ seufzte er jetzt schmerzlich, „wär' es möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen, wie ganz anders wollte ich leben! Wie wollte ich arbeiten und mich mühen, um mein Brod redlich zu verdienen und mir die Achtung und Liebe der Menschen zu erwerben. Ach, ich hätte mit Ehren grau werden können unter meinen Mitbürgern! Und nun muß ich mein junges Leben schimpflich, als ein Räuber und Mörder an dem Galgen enden. O Mutter, o Mutter, was hast du gethan! Warum hast du mich nicht gleich bei den ersten Schritten auf dem Wege des Lasters zurückgehalten? Du mußt dich nun selbst anklagen, vor Gott und Menschen, und es kann dir nicht wohlgehen auf Erden.“ — So seufzte und jammerte Franz, aber zu spät. Es erschien der fürchterliche Tag, an dem er die Sonne nicht mehr sollte untergehen sehen. Viele Menschen waren Zeugen seines schmählichen Todes. Unter ihnen waren auch Einige, welche die Nachricht von seinem Schicksale in seine Vaterstadt brachten. Seine Mutter war eben aus dem Zuchthause zurückgekommen. Sie war un-

tröstlich über den Tod ihres Franz. Die Nachbarn und Nachbarinnen sagten aber: „Ja, weine nur und raufe dir die Haare aus; du hast deinen Sohn zum Galgen erzogen, und du verdienst selbst neben ihm zu hängen und als eine Rabenmutter von den Raben gefressen zu werden.“ — Dies hielt die Mutter nicht aus; sie lief in einem Anfalle der Verzweiflung nach dem Fluss und stürzte sich hinein. Niemand bedauerte sie; Alle sprachen einmüthig: „Sie hat an ihrem Sohne ein solches Ende verdient.“

---

#### 43. Der durch seinen Fleiss und seine Recht- schaffenheit glücklich gewordene Reinhard.

Reinhard war der Sohn eines sehr armen Häuslers in einem kleinen Dorfe. Die Armuth seiner Ältern gestattete ihnen kaum, ihren Sohn mit der nothdürftigsten Kleidung zu versehen, und ihm so viel Nahrung zu reichen, daß er nur das Leben erhalten konnte. An Unterricht war gar nicht zu denken, denn sie waren vollends nicht im Stande, ihm etwas lernen zu lassen. Reinhard war ein guter Knabe, willig und folgsam seinen Ältern. Er begnügte sich auch mit dem wenigen Essen, das ihm seine armen Ältern gaben, und mit der schlechten Kleidung, die sie ihm reichten; und obgleich er oft hungern, oft auch Frost leiden mußte, so murrte und pochte er doch nicht, wie viele Kinder thun, die

hinlängliche Nahrung und Kleidung haben, wenn ihnen nicht gleich alles nach Wunsche geschieht. Er bezeugte auch große Lust, etwas zu lernen, und sagte oft zu seinem Vater oder zur Mutter: „Ach! wenn ich doch etwas lernen könnte.“ Oft dachte er bei sich selbst nach, wie er es aufstellen sollte, daß er von Jemanden etwas Gutes lernen könnte.

Da fiel ihm einmal der Gedanke ein, zu dem Herrn Pfarrer zu gehen. Er that's. Ohne seinen Ältern etwas davon zu sagen, ging er hin, erzählte dem Herrn Pfarrer die Armuth seiner Ältern, klagte ihm ihre Noth und ihr Elend, wie sie nicht einmal im Stande wären, ihm etwas lernen zu lassen, und was für ein unglücklicher Knabe er wäre, wie schlecht es ihm einmal gehen werde, wenn er gar nichts gelernt haben wird, da es ihm jetzt schon so schlecht gehe. Er bat den Herrn Pfarrer, ihm zu sagen, ob er kein Mittel wisse, wie er seinem Elende entgehen könnte. Der Herr Pfarrer antwortete ihm, daß durch Frömmigkeit, Tugend, Fleiß und Arbeit alles zu überwinden möglich sei. Reinhard freute sich sehr über diese Nachricht. Der Herr Pfarrer aber, der ein rechtschaffener und wohlwollender Mann war, freute sich noch mehr über den guten Willen des Knaben, und sein guter Verstand, den er zeigte, gefiel ihm vorzüglich. Er entschloß sich auf der Stelle, den Knaben bei sich zu behalten und sagte: „Mein Sohn, ich will dir das Nothwendige

geben, und dich täglich in die Schule schicken. Du kannst bei mir bleiben, aber du mußt fleißig lernen und Gott immer vor Augen haben.“ Der Knabe war vor Freuden außer sich. Er küßte dem Herrn Pfarrer die Hand und versicherte ihn, daß er recht fleißig lernen und sich gut aufführen wolle. Von nun an ging er täglich in die Schule, und da war er wirklich so fleißig, daß er in kurzer Zeit den andern Schulkindern zuvor kam und sie übertraf. Er entsprach vollkommen der Erwartung seines Wohlthäters. Gerne wäre er auf eine höhere Schule gegangen, um seinen Fleiß in den Wissenschaften fortzusetzen; aber dazu fehlten ihm die Mittel. Nichtsdestoweniger wurde er durch seinen Fleiß und durch seine Achtsamkeit und Lernbegierde auf alles Gute, was er sah, ein geschickter Jüngling, den man wohl brauchen konnte. Sein vorzüglichstes Bestreben ging nun dahin, wie er sich durch Fleiß und Arbeit etwas verdienen möchte, womit er seine armen Ältern, die er kindlich liebte, in ihrer Noth unterstützen könnte.

Nach einiger Zeit wurde in derselbigen Gegend eine Rekrutirung ausgeschrieben, und das Dorf mußte einen Mann stellen. Reinhard sah dieses sogleich als einen Ruf für sich an und stellte sich freiwillig als Rekrut; denn er war überzeugt, daß man in jedem Stande Gott dienen, ein rechtschaffener Mann sein, und sein eigenes, sowie seines Nebenmenschen Wohl befördern kann. Durch dieses Betragen, daß er durch seine

freiwillige Stellung zum Soldaten die Forderung, welche das Dorf leisten sollte, erfüllt hatte, ersparte er vielen wohlhabenden Ältern den Kummer, ihre Söhne zu verlieren. Das gefiel allen diesen Leuten so wohl, daß sie ihn reichlich beschenkten, und er hatte nun die Freude, dadurch seine armen Ältern zu unterstützen und ihnen ihr Leben zu erleichtern. — Nun war er Soldat. Seine vorher erlangten Kenntnisse machten es möglich, daß man ihn auch in diesem neuen Stande gleich anfangs zu verschiedenen kleinen Geschäften brauchen konnte. Da er von Jugend auf an Ordnung und Fleiß sich gewöhnet hatte, so fiel ihm dies jetzt nicht schwer, und er verrichtete seinen Dienst immer mit der größten Genauigkeit. Dadurch gewann er sich die Achtung seiner Kameraden. Er ging in kurzer Zeit die untersten, militärischen Stufen durch, und wurde bald Offizier. Hier bekam er noch mehr Gelegenheit, Beweise von seiner Thätigkeit und Einsicht zu geben, und auch seinen Muth in Gefahren zu zeigen. Er wurde Hauptmann. Doch blieb er dabei nicht stehen. Seine Ältern sahen ihn von einer Stufe der Ehre und des Glückes zur andern fortgehen. Er wurde Obrist, und endlich General. Seinem Vaterlande leistete er die nützlichsten Dienste. Dabei vergaß er niemals seine geringe Herkunft, zog seine armen Ältern aus ihrem elenden Zustande und erleichterte ihnen immer mehr und mehr ihr Leben. Dankbar pries er mit seinen Ältern die Vorsehung, welche Tugend und Rechtschaffenheit niemals unbelohnt läßt.



## V. Verschiedenes.

### 44. Der brave Mann.

„Wer wagt es jene arme Familie zu retten, die dort dem Wellentode Preis gegeben ist? Hundert blanke Dukaten zahle ich ihm als Belohnung!“ So rief ein Fürst, der bei dem Unglücke einer großen Ueberschwemmung, wie ein Rettungsendel erschien.

Ach, das war ein Jammer, welches aus dem Häuschen eines armen Mautheinnehmers herüberschallte. Ein fürchterlicher Wolkenbruch war niedergegangen, und hatte in solcher Schnelligkeit alles überschwemmt, daß viele Menschen auf dem Felde ertranken, und andere nichts retten konnten, als das nackte Leben. Auch die Brücke hatte es weggerissen, und es stand nur noch der Pfeiler, auf welchem das Mauthaus erbaut war. Da standen nun Vater, Mutter und vier Kinder und hoben die Hände hoch auf zu Gott, und schrien um Hilfe.

„Findet sich Niemand, der die Unglücklichen retten möchte,“ rief der Fürst wiederholt, „ich lege noch hundert Dukaten dazu.“

Da drängte sich ein Mann durch die Leute, sprang in den Kahn, schiffte durch die Wogen und kam an den Pfeiler. Kaum hatte er den Kahn angelegt, stürzte ein großer Theil des Pfeilers herab, gerade neben dem Kahne in's Wasser. Die Leute, die am Ufer standen, stießen einen lauten Schrei aus. Doch der muthige Mann hob mit kräftigen Armen den Vater, die Mutter und ein Kind in den Kahn herab. Mehr als drei Personen brachte er nicht unter. Und nun steuerte er kräftig und hastig dem Ufer zu. Kaum hatte er zur Freude Aller diese drei an's Land gesetzt, als er den Kahn umlenkte, um die andern drei zu retten. Noch nicht am Pfeiler angelangt, bemerkte er, daß das Wasser höher und höher steige, und daß Gefahr drohe, die drei armen Kinder könnten von den Wogen weggeschwemmt werden. Da verdoppelte er seine Kraft, kämpfte riesig gegen die Wogen, langte an, hob in Schnelligkeit die Kinder in den Kahn, und brachte sie glücklich an's Land.

Höchst erfreut rief ihm der Fürst zu, indem er ihm den Beutel mit den 200 Goldstücken reichete: „Nimm, edler Mann, die geringe Gabe, die ich dir anbot, belohnen kann deine That nur Gott!“

„Ich danke, gnädiger Herr, für euere Gabe. Eben weil mich Gott schon belohnt hat, darf ich dies Geld nicht annehmen. Gott hat mein Leben erhalten, und mir die Gnade gegeben, die sechs Unglücklichen zu retten.

Ist das nicht Lohn genug? Wollt ihr mit diesem Gelde etwas Edles stiften, so schenket es dieser armen Familie, die nichts hat und Gott lohne es euch.“ So rief der brave Mann und verlor sich in der Menge.

Mit lauter Freude erzählten Alle die herrliche, edle That des braven Mannes.

Gott aber hat ihn gewiß jenseits belohnt, da ihn die Welt nicht lohnen konnte.

---

#### 45. Muth über Gut.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, ein Weinweber, der saß täglich schon in aller Frühe in seiner Werkstatt und arbeitete. Und wie er denn allezeit fröhlichen Muthes war, so sang er zum Zeitvertreib nebenbei manch schönes, weltliches oder geistliches Liedlein, je nachdem es ihm just um's Herz war; und er hatte eine so klare und volle Stimme, daß die Nachbarn keines Haushahns bedurften, der sie aufweckte. Dies war aber eben dem reichen Kaufherrn nicht recht, der neben ihm wohnte, denn, wenn er vor Mitternacht nicht schlafen konnte wegen Geldsorgen, so mußte er nach Mitternacht noch wach bleiben wegen des lästigen Singsangs des Nachbarns. Er dachte daher ernstlich darauf, dem Unfuge ein Ende zu machen. Verbieten konnt' er's ihm nicht; den das Singen gehört, wie das Beten und Arbeiten, zum Hausrecht, darin niemand

gestört werden kann. Also mußte er andere Mittel gebrauchen. Er ließ den Handwerker kommen, und fragte ihn, wie hoch er sein Singen anschlage? Der meinte, einen Tagelohn sei es sicherlich werth, da es ihm das Tagewerk selbst so leicht mache. Fener fragte weiter, wie viel das betrage? Der Weber antwortete: So und so viel, und es war doch nicht viel. Darauf sagte der Kaufherr, er wolle ihn einen Monat lang zum voraus bezahlen, nicht für das Singen, sondern, daß er still sei. Und er legte ihm das Geld wirklich hin. Derleinweber dachte bei sich, leichter könne man sich's nicht verdienen; und er nahm das Geld und versprach, daß er still sein wolle wie ein Mäuslein in seiner Werkstatt. Als er mit dem Gelde nach Hause gekommen, überzählte er es voller Freuden, und es war lauter gute Münze, und so viel, als er noch niemals beisammen hatte. Des Abends, ehe er schlafen ging, besah er noch ein gutes Stündlein sein Geld und legte es dann unter seinen Kissen, damit es ihm nicht etwa ein Dieb stehlen könnte; und um Mitternacht hatte er es noch im Kopfe, und sann nach, was er damit anfangen und wie viel er gewinnen könne an Kapital und Zinsen; und des Morgens, wie er aufstand, lag es ihm in allen Gliedern wie Blei; sein Kopf war wüß von der Nachtwache und von Sorgen, seine Hand schwer und lässig, und versagte ihm den Dienst; und er durfte nicht singen. Die Zeit ging

langsam und träge vorüber, so daß er den Tag kaum erwarten konnte. Inzwischen hatte er es bei sich bedacht, und er war kurz entschlossen. Denn wer schon um acht Uhr in des Kaufherrn Laden stand, das war unserleinweber. — „Herr, mit Vergunst“ — sagte er und warf das Geld hin — „da habt ihr euern Plunder wieder; der Kobold läßt mich nicht schlafen.“ — Und ehe noch der Kaufherr eine Widerrede thun konnte, war der Weber schon vor der Thür und sang:

Ein frischer, froher Muth  
geht über Geld und Gut  
trilirum, Tralirum!

#### 46. Das Brennglas.

Einft schien des Frühlings die Sonne sehr hell in die Schulstube. Die Schulkinder hatten durch ihre Aufmerksamkeit ihren Lehrer zufrieden gestellt, und er wollte ihnen wieder eine Freude machen. Da holte der Lehrer ein Brennglas, und sprach: „Kinder! was meint ihr dazu? Es ist kein Feuer in der Stube, und ich will doch mit Hilfe dieses Glases ein Stück Schwamm anzünden.“ Darauf trat er in die Sonne, ließ die Sonnenstrahlen in einer gewissen Entfernung durch das Glas auf den Schwamm fallen; da brannte der Schwamm. Eins von den Kindern, welches am meisten nachdachte, sprach: „Lieber Herr Lehrer! nicht

wahr die Sonne brennt, aber im Glase selbst ist kein Feuer?" „Du hast recht," sprach der Lehrer, „das Glas ist nur das Hilfsmittel oder Mittelursache dazu. Es sammelt die Sonnenstralen, denn es ist auf gewisse Art geschliffen. Aber, wer merkt unter euch auf noch etwas, das doch auch nöthig ist, wenn es anzünden soll?" Da riethen die Kinder bald auf dieses bald auf jenes; aber keines traf es recht. „Rathen hilft nichts," sprach der Lehrer, „wo es blos auf Sehen und Bemerkten ankömmt. Doch ich will es euch sagen. Ich muß das Glas in einer gewissen bestimmten Weite von dem, was ich anzünden will, halten, sonst zünden die Sonnenstralen nicht, wie ihr sehen könnt."

„Aber ich will euch noch einen Nutzen des Glases, welches auf die Art, wie dieses geschliffen wird, kennen lehren. Alles, was man dadurch betrachtet, scheint größer als es wirklich ist, wie ihr an den Buchstaben in diesem Buche sehen könnt, wenn ihr sie durch dieses Glas ansehet. Man hat auch noch kleinere, und nach andern Regeln geschliffene Gläser, die sehr kleine, oder sehr entfernte Dinge am Himmel oder auch auf der Erde deutlicher machen, oder nahe vor's Auge bringen; da wir denn beides genauer, als ohne diese Gläser mit bloßen Augen betrachten können. Die ersten heißen Vergrößerungsgläser, die andern Ferngläser."

Da fragten die Kinder, ob bei Brillen nicht auch solche Gläser wären? Jawohl, sagte der Lehrer, die

Gläser an den Brillen sind auch so geschliffen, wenn sie die Gegenstände vergrößern sollen. Manche sind auch geschliffen, wie die Ferngläser, andere sind blos gerade oder flach.

Denn die Brille dient denen, deren Augen schwach geworden sind, nur dazu, um in der Nähe besser zu sehen. Wer aber ein scharfes Gesicht hat, der kann mit der Brille nicht so gut sehen, ja es thun ihm sogar die Augen weh, und die Brille ist ihm schädlich. Ihr, die ihr gesunde Augen habt, und gut sehen könnt, danket Gott, liebe Kinder, daß er euch gesunde Augen geschenkt hat, womit ihr um euch her alle seine schönen Werke sehen könnt, und sündigt nicht mit euern Augen. Wie bedauernswerth sind jene, die ohne Brille nicht sehen können.“

Wie kann man denn mit den Augen sündigen? fragten die Kinder. Auf mancherlei Art, antwortete der Lehrer. Am meisten aber, wenn man gern Böses thun sieht, oder auf unanständige Dinge seine Augen richtet.

#### 47. Der Magnet.

Ein Schullehrer versprach einst seinen Schül-  
kinder ein merkwürdiges Schauspiel. Erstlich nahm er einen Magnet, und ließ eines von den Schül-  
kinder einen Schlüssel daran halten; und der Schlüssel

blieb hängen. Zum andern streute er Eisenfeilspäne auf einen glatten Tisch, unter dem Tische strich er mit den eisernen Beschlägen des Magneten an der Tischplatte, da, wo obenauf die Eisenspäne lagen, hin und her; und die Eisenspäne schienen zu tanzen, und hin und her zu laufen. Da verwunderten sich die Kinder sehr, und einige baten ihren Lehrer, er sollte ihnen doch erklären, wie das zugehe. Das kann ich nicht, ihr lieben Kinder, sprach er; aber natürlich ist es, und keine Zauberei. Denn, daß der Magnet die wahre Ursache ist, warum sich jetzt die Feilspäne bewegen, dieses sehet und erkennet ihr; denn die Wirkung erfolgt jederzeit, und eben so gewiß, wenn ich, oder ein anderer den Magnet führe. Also, wenn ihr künftig etwas sehet, das ihr nicht begreiftet, wie es damit zugeht, dann erinnert euch an die Wirkungen des Magnetes, und hütet euch vorm Aberglauben.

Aber lieber hätte ich es gesehen, fuhr der Lehrer fort, wenn ihr mich nach dem Nutzen des Magnetes gefragt hättet. Und er hat vielfachen Nutzen. Die wichtigste seiner Eigenschaft ist, daß eine mit Magnet bestrichene stählerne Nadelspitze sich stets nach Norden kehrt, wenn sie nur in der Mitte aufliegt, und in der Schweben sich frei bewegen kann. Eine Kapsel, in welcher eine Magnetnadel frei beweglich auf einem Stifte schwebt, und unter welcher die Himmelsgegenden angezeigt sind, nennt man einen Kompaß. Ihr könnt an

diesem Kompass hier dieses alles sehen. Drehet ihn so oft um, als ihr wollt, und die bestrichene, und wie ein Pfeil gestaltete Spitze wird stets nach Norden weisen. Durch diesen Kompass wissen die Schiffer in der großen See ihren Weg zu finden, und segeln nun einige tausend Meilen nach solchen Ländern, wohin zu Lande kein Weg und kein Fuhrwerk gehen kann. Durch die Schifffahrt haben sich die Menschen auf der Erde kennen gelernt. Sie handeln, das heißt, sie vertauschen ihren Ueberfluß gegen einander und bezahlen entweder mit Waaren oder mit Geld. Die Waaren, welche oft sehr schwer sind, werden in Schiffen auch bequemer und wohlfeiler, als auf Wagen fortgebracht. Denn ein großes Schiff kann mehr fortschaffen, als tausend Wagen, jeder mit vier Pferden bespannt. Wir haben auch durch die Schifffahrt Gottes Herrlichkeit in der Schöpfung noch besser kennen gelernt, als zuvor, da wir fremde Länder nicht leicht besuchen konnten. Seht Kinder! so und noch auf andere Art nützt dieser unansehnliche Stein, den man Magnet heißt.

Da freuten sich die Kinder und lobten Gott, der seinen Geschöpfen so bewunderungswürdige Eigenschaften und dem Menschen die Vernunft gegeben nachzudenken und zu erforschen, wozu die Dinge nützlich sind. Auch baten sie ihren Lehrer, ihnen noch mehr solche angenehme Lehrstunden zu halten.

Wie geht das zu? fragt oft der Neugierige. Wozu nützt es, oder wie kann ich die Sache gebrauchen?

so fragen die Wißbegierigen, die gern verständig und geschickt werden wollen.

Wunderbar ist Gottes Walten,  
 drum laßt uns fromm die Hände fallen  
 und rufen: Herr, wir beten kindlich an,  
 obgleich es der Verstand nicht fassen kann.

## 48. Das Baden.

### 1.

Als Alexander der Große mit seiner Armee von Gordium durch Paphlagonien und Kapadozien bis nach Tarsus vordrang, kam er bei äußerst heißem Wetter an den Fluß Cydrus, der sich durch die Klarheit und die ausnehmende Kälte seiner Gewässer auszeichnet. Gleich allen Griechen war Alexander gewohnt, auch in der äußersten Erhitzung sich in den nächst besten Strom zu stürzen. Er legte also gleich bei seiner Ankunft am Fluß seine Rüstung ab, und von der Schwüle des Tages und der Beschwerde des Marsches sehr ermattet, warf er sich in den Fluß. Der plötzliche Uebergang aus einer brennenden Luft in das eiskalte Wasser that eine fast tödtliche Wirkung auf seinen Leib. Seine natürliche Wärme verließ ihn, und man trug ihn ohne Bewußtsein davon. Die Krankheit stieg in kurzer Zeit auf's Höchste und er wäre unfehlbar gestorben, wenn sein treuer Arzt Filipp von Akarnanien, der sich unter seinen Begleitern befand, durch einen wunderbar wir-

fenden Trank ihn nicht wieder zu sich gebracht und ihm nach und nach Stärke verschafft hätte.

## 2.

In Graz lief ein Lehrlinge nach genossenem Mittagessen, also mit vollem Magen und bei brennender Sonnenhitze, nach der Mur, einem benachbarten Flusse, um sich zu baden. Er wählte eine Stelle, die gar nicht tief und nicht gefährlich war, und wo er auch einen Bekannten schon im Wasser traf. Durch das schnelle Laufen war er ganz in Schweiß gesetzt. Das kühlende Wasser mochte ihn um so mehr einladen. Er beging daher die Unvorsichtigkeit, sich gleich zu entkleiden, und, noch vom Schweiße triefend, sogleich mit dem ganzen Leibe in das Wasser zu gehen. Sein Bekannter, der nahe dabei war, sah ihn sogleich ohne Bewegung, eilte nach ihm hin und fand ihn todt. Er brachte ihn an das Ufer und zeigte den Vorfall an. Nach der Aussage eines erfahrenen Arztes, der den Leichnam besichtigte und untersuchte, war sein plötzlicher Tod eine Folge davon, daß er mit erhitztem Leibe sich in das Wasser begeben hatte.

## 3.

Ein anderer Knabe, Namens Christian Bierholz, ermunterte an einem heißen Sommertage mehrere seiner Kameraden, mit ihm in einem Fluß zu baden, der wohl eine Viertelstunde weit von der Stadt entfernt

war. Man kam an der Badestelle an, man entkleidete sich schnell, und kaum hatte Christian sein letztes Kleidungsstück abgestreift, so stürzte er sich auch schon, auf seine Schwimmkunst sich verlassend, an einer Stelle in den Fluss, wo dieser am tiefsten war. Aber fast in demselben Augenblick verschwand er auch. Seine Kameraden schriekten, und einer von ihnen, der gleichfalls schwimmen konnte, stürzte ihm nach, war aber nicht im Stande, den verunglückten Christian wieder zu finden. Mehrere Erwachsene eilten auf das Geschrei der Knaben herbei, und nach einer Viertelstunde zog man den Verunglückten leblos aus dem Wasser. Man trug ihn in ein benachbartes Gartenhaus, zog ihm trockene Kleider an, rieb und bürstete ihn und machte andere Versuche zur Wiederbelebung aber vergebens — der Schlag hatte ihn gerührt.

Verne, gutes Kind, aus diesen drei Unglücksfällen, die du eben gelesen hast, Folgendes: So wie das Baden sehr gesund ist, eben so kann es den Tod oder lange Krankheit nach sich ziehen, wenn der Mensch unvorsichtig ist. Wenn du baden gehen willst, so gehe 1. nie in ein Wasser, das du nicht kennst, wenn du auch noch so gut schwimmen könntest. 2. Gehe nie mit erhitztem Körper in's Wasser; du siehst aus den drei kleinen Erzählungen die Folgen. 3. Gehe nie, so lange die Sonne noch hoch am Himmel steht. Am gesundensten ist das Baden früh zeitig oder Abends, jedoch

jederzeit mit Begleitung, damit, wenn etwas geschehen sollte, gleich Jemand zur Hilfe da sei; und jederzeit ohne vollgestopften Magen, denn das Baden macht zwar Hunger, aber hindert auch die Verdauung. Endlich 4. verletze beim Baden nie die Schamhaftigkeit, deshalb gehe an einsame Orte und nie ohne Badekleid, oder sonstige ehrbare Verhüllung, und unterlasse jeden Unfug, jede Neckerei gegen Andere, wodurch du dir und Andern schaden kannst.

Merke dir das, mein Kind, und lasse dich warnen, damit dir nicht Unglück zustoße, denn dann wäre die Reue zu spät.

#### 49. Kohlendämpfe.

Ein Reisender besuchte im Winter einen guten Freund, und die Stube, in der er mit dem Sohne des Hauses schlafen sollte, wurde gegen Abend geheizt. Kaum hatten sich beide niedergelegt, als der Reisende, von heftigem Kopfsweh und von Uebelkeiten befallen, schon wieder erwachte. Er steigt aus dem Bette, um einen Trunk Wasser zu nehmen und seinen Schlafkameraden zu wecken, fällt aber bei dessen Bette betäubt zu Boden. Jener erwacht auch in einem ähnlichen Zustande; indessen gelingt es ihm doch, die Thüre zu öffnen und um Hilfe zu rufen. Als man hinzueilt, findet man in der Stube einen gewaltigen Kohlendampf, der durch das zu frühe Zumachen des Ofens entstanden war.





## I. Bete.

|   | Seite |
|---|-------|
| 1. Was Gott thut, das ist wohlgethan . . . . .                | 1     |
| 2. Die Martinswand . . . . .                                  | 3     |
| 3. Ist die Noth am größten, so ist Gott am nächsten . . . . . | 5     |
| 4. Betet für einander! . . . . .                              | 10    |
| 5. Gott, der Erhalter . . . . .                               | 14    |
| 6. Wie Hännchen beten lernt . . . . .                         | 16    |
| 7. Das Gelübde . . . . .                                      | 25    |
| 8. Das Kind am Allerseelentag . . . . .                       | 27    |

## II. Folge.

|  |    |
|--|----|
| 9. Bestrafter Eigenfinn . . . . .  | 31 |
| 10. Wie schrecklich der Mutterfluch an einem Sohne in Er-<br>füllung ging . . . . .                | 47 |
| 11. Großmuth einer Tochter, die ihrem Vater das Leben ret-<br>tete und das ihrige verlor . . . . . | 48 |
| 12. Folgsamkeit und Ungehorsam . . . . .   | 49 |
| 13. Es gibt eine Zeit zu reden und zu schweigen . . . . .  | 51 |
| 14. Vom Nutzen der Obrigkeit . . . . .   | 55 |

## III. Lerne und arbeite.

|  |    |
|--|----|
| 15. Die Hirtenflöte . . . . .          | 58 |
| 16. Die beiden Brüder . . . . .        | 59 |
| 17. Nächstenliebe . . . . .            | 60 |
| 18. Die Bürde . . . . .                | 61 |
| 19. Des Königs Münster . . . . .       | 63 |
| 20. Das Kameel und die Wüste . . . . . | 65 |
| 21. Das Kenntthier . . . . .           | 77 |

|   | Seite |
|---|-------|
| 22. Die Schlangen . . . . .                         | 80    |
| 23. Die Fische . . . . .                            | 84    |
| 24. Menge und weise Einrichtung der Thiere. . . . . | 89    |
| 25. Die Kartoffeln . . . . .                        | 95    |
| 26. Die Baumwolle und der Flachs . . . . .          | 97    |
| 27. Belohuter Fleiß . . . . .                       | 100   |
| 28. Frühe Arbeitsamkeit . . . . .                   | 103   |
| 29. Aufmunterung zum Schulbesuch . . . . .          | 104   |
| 30. Folgen der Faulheit . . . . .                   | 106   |
| 31. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens . . . . .  | 107   |

#### IV. Sei ehrlich und gut.

|  |     |
|--|-----|
| 32. Du sollst nicht stehlen . . . . .  | 109 |
| 33. Ein schöner Sieg nach hartem Kampf . . . . .   | 112 |
| 34. Vaterlandsliebe . . . . .  | 118 |
| 35. Soldatentreue . . . . .  | 120 |
| 36. Der brave Soldat . . . . .   | 122 |
| 37. Die Soldatenmutter . . . . .   | 126 |
| 38. Die aufrichtigen Knaben . . . . .  | 133 |
| 39. Heinrich und sein Hahn . . . . .   | 134 |
| 40. Das Aergernisgeben . . . . .   | 137 |
| 41. Die Hartherzigkeit . . . . .   | 138 |
| 42. Der kleine Diebstahl . . . . .   | 140 |
| 43. Der durch seinen Fleiß und seine Rechtschaffenheit glücklich<br>gewordene Reinhard . . . . . | 145 |

#### V. Verschiedenes.

|                              |     |
|------------------------------|-----|
| 44. Der brave Mann . . . . . | 149 |
| 45. Muth über Gut . . . . .  | 151 |
| 46. Das Brennglas . . . . .  | 153 |
| 47. Der Magnet . . . . .     | 155 |
| 48. Das Baden . . . . .      | 158 |
| 49. Kohlendämpfe . . . . .   | 161 |



## Im Verlage von Mayer und Comp.

in Wien, Singerstraße, deutsches Haus, im Eckgewölbe,  
sind erschienen und zu haben:

**Ambach**, (Eduard von) Christoph Columbus, oder Glaubensmuth und Seelengröße. Eine historische Erzählung zur Erweckung des Göttoerirauens. Der Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstich. In schönem Farbendruck-Umschlag cartonnirt 56 kr.

**Chimani**, Leop., Bete und arbeite! Eine Sammlung neuer Erzählungen, lehrreichen, religiösen und moralischen Inhaltes für die frommgesinnte Jugend. In 6 Bändchen. Im Prämienband 2 fl. 72 kr.

— — angenehmer und nützlicher Gesellschafter, für die Jugend in den freien Stunden. Zur Belehrung, Erheiterung und Warnung. Mit 1 Kupfer. Im Prämien-Einbande 40 kr.

— — der erzählende Kinderfreund im Kreise wißbegieriger Söhne und Töchter. Eine Sammlung neuer Erzählungen aus dem Leben und nach dem Leben gezeichnet. In 6 Bändchen, mit 6 schönen Kupfern. Im Prämienband 2 fl. 24 kr. desgleichen mit Goldvignetten 2 fl. 48 kr. Einzeln das Bändchen 48 kr.

— — Die Milchbrüder, oder Gottes allweise, väterliche Fürsorge und strenge Gerechtigkeit in Leitung unserer Schicksale. 2. Auflage. Mit 1 Kupfer. Im Prämienb. 40 kr.

— — Religion und Tugend, die Leitsterne zur inneren Zufriedenheit in dem menschlichen Leben und zum Heile. Eine Sammlung neuer Erzählungen, lehrreichen, religiösen und moralischen Inhaltes, zunächst für die Jugend, aber auch für Erwachsene, die nach Glückseligkeit streben. In 10 Bändchen mit 10 schönen Kupfern. Ungeb. 2 fl. 60 kr. In hübschem Prämienband 3 fl. 20 kr. desgleichen mit Goldvignetten 3 fl. 60 kr.  
Jeder Band einzeln mit Kupfer im Prämien-Einbande 40 kr.

— — Saat und Garbe. Erzählungen für die katholische Jugend. Mit Kupfer. Im Prämien-Einbande 24 kr.

— — Goldene Sprüche, mit lehrreichen Erzählungen oder: Das Lämmchen als Lebensretter. Ein Festgeschenk für die wißbegierige Jugend Mit 1 Stahlst. Im Prämienb. 36 kr.

— — Die That lobt den Mann, oder: schöne Handlungen aus der Zeitgeschichte. Zur Lehre, Erbauung und Warnung für die Jugend. Mit Kupfer. Im Prämien-Einband 30 kr.





LIBRARY  
MAY 19 1962

UB WIEN



+AM332628708



